



NOVEMBERGEDANKEN

VON GARTENGESTALTER MICHAEL MAPPES

Wenn im Herbst die Natur ihre letzte Reife verschenkt und mit einem allgemeinen Gelben und Welken wieder einen Jahreslauf beendet hat, dann überkommen den Menschen Stunden stiller und ernster Einkehr. In starken Schwingungen seines Gemüts fühlt er das Leben als ein unaufhaltsames Verrinnen, aber auch, darüber hinaus, dessen bleibenden Sinn. — In meiner Heimat ist es mir eine alte, abendliche Gewohnheit, auf eine nahe Höhe zu steigen und den Blick hinauszulenken; ostwärts über das schmucke Städtchen, in die weite Ebene längs des Rheines oder westwärts, in die waldigen Kuppen des Pfälzer Hinterlandes. Und es ist mir ein nie zuviel werdender Genuß, zuzusehen, wenn dann mit neigender Sonne die Schatten der Haardtberge immer länger in die Ebene fallen oder weit rückwärts mit dem letzten Sonnenrot auch der lange schwarze Rücken des Donnersberges versinkt. Es ist eine nachhaltige Stimmung um das Erleben einer so weiten und großartigen Landschaft. Und doch braucht es nicht immer die Landschaft in all ihrer Großartigkeit, um ihre Schönheit vollends zu erleben. Es können auch scheinbar kleine Dinge innerhalb derselben sein, über die man unwillkürlich den Alltag vergißt.

Wenn ich dabei an ganz bestimmte landschaftliche Eigenheiten denke, so meine ich diesmal nicht die besagte Höhe, über deren kahlen Rücken jetzt die Herbstwinde streichen und in den paar alten Bäumen dort oben bald raunen und bald brausen, auch nicht jene schwarzzindigen Fremdlinge da und dort in den Traubengärten am Hang, die im Winter noch ihre großen, zartrosafarbenen Blüten, dann einen seltsam schmalen, graugrünen Blätterschmuck und schließlich

die für die deutschen Lande noch seltsameren Mandelfrüchte bringen. Ich denke auch nicht an jene wetterfesten, im rauen Kalkgestein althergebracht errichteten Weinberghäuschen, die mit Fensterläden, Efeu-gerank, Holzriegeldach und Wetterfahne prangen und wohl verdienen würden, einmal Beachtung zu finden. Ich denke vielmehr, weil es gerade November ist, an einen alten, längst aufgelassenen Friedhof unten am Bergrand: auch ein Glied jener einzigartigen Landschaft. Seine Gräber sind zwar längst geebnet, die Steine von diesen entfernt. Eine schlecht und recht gepflegte Rasenfläche deckt sie alle, die Bürger des Städtchens aus drei oder vier Jahrhunderten. Noch steht die bleiche Kalksteinmauer, das Portal von einst und einige uralte Bäume und dann auch, in einem Winkel, wie Gerümpel beiseite und zusammengedrängt, einige alte Grabsteine. — — —

Wie lange diese Zeugen alter Grabmalkunst mit ihrem Reichtum an sinniger Ornamentik und gemütvoller Beschriftung dort noch geduldet werden, steht dahin. Nüchterne Zeitgenossen gehen achtlos daran vorüber oder schütteln die Köpfe über die „ulkigen“ Inschriften. Die Lebens-einfalt jener Menschen, für die diese Steine einst geschaffen wurden, ist nicht mehr die Lebensweisheit der Menschen der jetzigen Generation. Und deshalb wohl können dieser ebenso schlichten wie edlen Grabmalkunst die heutigen Menschen nur noch wenig Verständnis entgegenbringen. Legt man den Maßstab der Friedhofsgesinnung der Alten an unsere neuzeitlichen Friedhöfe, so muß man (mit einigen Ausnahmen in führenden Städten des Reiches) ein trostloses Vielerlei persönlicher Halt- und Geschmacklosigkeiten feststellen. Die Betreuung der

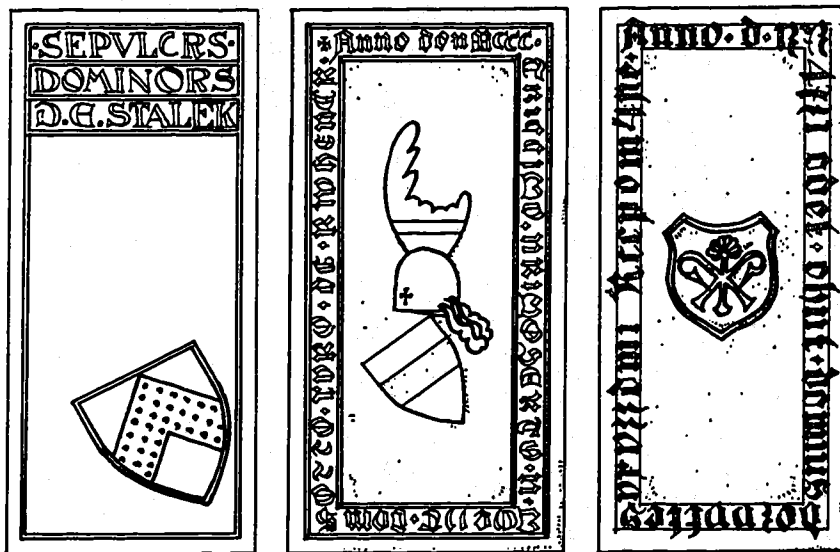


Bild 2
Deckplatten von Rittergräbern aus dem frühen Mittelalter

Mit der Herrschaft des Christentums begann auch die Bestattung der Verstorbenen in gemauerten Gräften innerhalb der Kirche. Zur Abdeckung einer Gruft diente die Grabplatte, die unter den überlieferten Christengrabzeichen am weitesten zurückdatiert werden kann. Zumeist waren die Platten in Sandstein gemeißelt und nach Art der Abbildungen mit flachen Reliefs geschmückt. Flach deswegen, um ein ungestörtes Darüberhinge-
hen zu ermöglichen.

*

Grabstätten seitens der Hinterbliebenen ist längst zu bewußtem oder unbewußtem Eigensinn oder eitlen Geltungsbedürfnis ausgeartet. Gegen eine solche, für eine Friedhofskultur grundverkehrte Haltung sind die alten Grabzeichen stumme, aber bitterernste Proteste und das einzig Gewichtige gegen den noch immer nicht ausgemerzten effektsüchtigen Kitsch moderner „Friedhofskünstler“. Für mich sind die hier abgebildeten Steine aus Grünstadt (Bild 5, 6, 7, 8) nicht

Gerümpel in einer Ecke, und es ist mir daher eine Genugtuung, jenen alten Steinmetzen, die so schlichte, edel gestaltete Steine in den Jahren 1600 bis 1800 geschaffen haben, eine Referenz erweisen zu können. Schon als Schuljunge fand ich etwas besonderes an diesen Steinen, und ich höre, daß selbst mein Vater und Großvater sich manchmal mit ihnen befaßten, sei es, daß sie den Sinn der Wappen oder den der Inschriften zu enträtseln versuchten. Die Grabmale sind

*

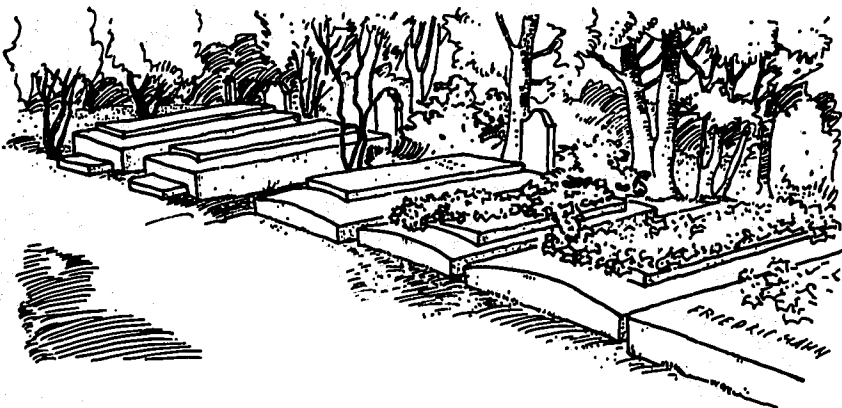


Bild 3
Früheste typische Gruftanlage („Aus einem alten hamburgischen Friedhof“)

Als die Bodenfläche der frühen mittelalterlichen Kirche keine Gräfte mehr fassen konnte, brachte man die Gräber draußen im Kirchhof unter. Witterungsverhältnisse machten es jedoch hier notwendig, die bodengleiche Plattenabdeckung aufzugeben und den Deckel in geringer Höhe auf die etwas überstehenden Grabwände aufzulegen. Aus dem gleichen Grund erhielt die Abdeckung eine Wölbung und oft sogar Neigung nach dem Fußende zu. Ihrer Behandlung als Hochrelief stand nun nichts mehr im Wege.

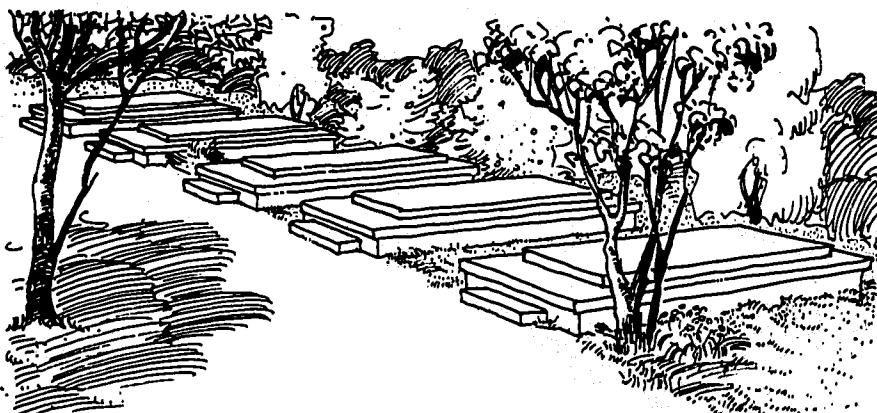


Bild 4
Gruftanlagen, die sich dem Sarkophag-Stil nähern

„Es ist klar, daß durch das Nebeneinander an sich geschlossener Anlagen, lediglich überschattet von tiefhängenden Bäumen, übersponnen von dem ernstesten Grün des Efeus, eine höchst gesteigerte Gesamtwirkung erzielt wurde. Die ruhige Gelassenheit, das große Ausruhen des vollendeten Lebens könnte keinen schlichteren und zugleich künstlerisch mehr angemessenen Ausdruck finden.“

(Otto Erich Kiesel: „Aus einem alten hamburgischen Friedhof“)

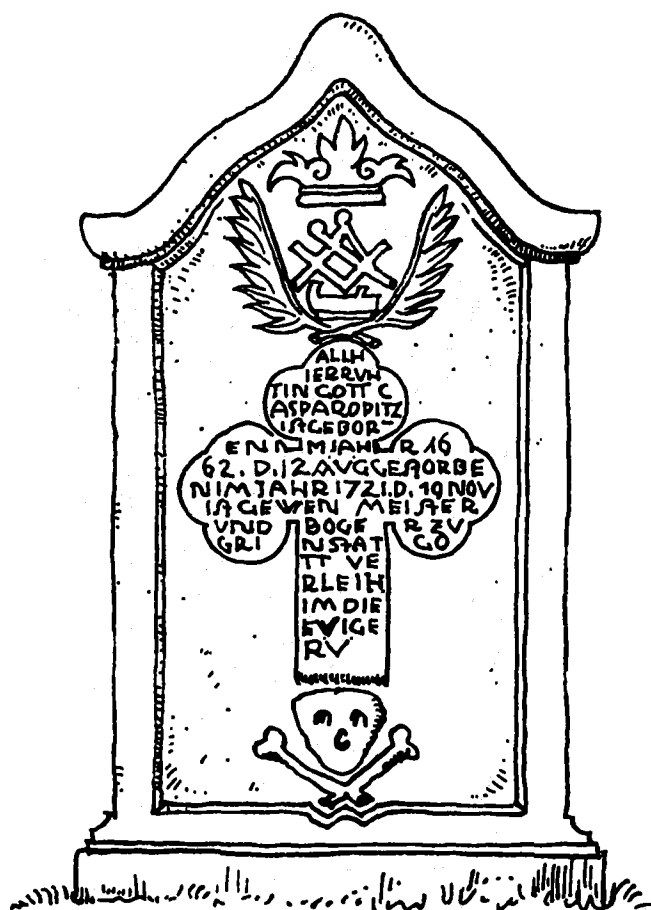


Bild 5

Grabstein aus dem Jahre 1721 (Grünstadt, Saarpfalz)

Um 1500 soll sich der Wandel von der liegenden Grabplatte zur Stele, also zur aufrechten Grabplatte, vollzogen haben. Als Vorbild zur Behandlung der Stele dienten offenbar die alten „Totenbretter“, die mit geschnitzter Ornamentik im Stile der Frühgotik oder Frührenaissance versehen waren. Die Stele wurde das Zeichen des Reihengrabes, während die wuchtige liegende Grabplatte, wenn auch immer seltener, als Abdeckung der Familiengruft nach wie vor Bedeutung behielt.

Fast alle überlieferten Stelen sind betont in drei Teile gegliedert: Sockel, Platte und Bekrönung. Sämtliche abgebildeten Stelen zeigen in ihrer Bekrönung die charakteristischen Formen der Hausgiebel der Frührenaissance, während ältere Steine, ähnlich dem Maßwerk der gotischen Fenster, proportioniert und ornamentiert sind.



Bild 6

Grabstein aus dem Jahre 1760 (Grünstadt)

Der Stelengiebel wurde vorteilhaft zur Anbringung von Symbolen verwendet; während man heutzutage immer wieder auf einige, bis zum Ueberdruß angewendete religiöse Sinnbilder verfällt, verstanden es die Altmeister ausgezeichnet, aus dem Leben des Verstorbenen irgendein besonderes Motiv herauszugreifen, z. B. sein Handwerk oder eine besondere Tat oder Eigenart, um damit ein Motiv zu erhalten, das in seiner künstlerischen Verarbeitung jedem Stein eine besondere Note und Eigenheit verlieh.

Dabei genügte am Grabstein eine anspruchslose, aber einheitliche Form. Gute Verteilung der Zeichnung und Inschrift waren das Wesentliche seiner Erscheinung. Der Friedhof machte so, auch wenn sich die Grabsteine häuften, einen durchaus einheitlichen und überzeugenden Eindruck.

*

sicher nicht Höchstleistungen der damaligen Zeit, die Formen auch nicht allzu schwungvoll. Gewiß gab es in jenen Jahren, insbesondere in den Städten, ein weit kultivierteres, künstlerisches Können. Aber gerade weil diese Steine nur die Arbeit simpler Steinmetzen eines kleinen Fleckens repräsentieren, beschämen sie die vielen ideenarmen oder ideenverkrampft schaffenden Grabmalkünstler von heute um so mehr. Nicht eine persönliche Note herauszukehren war der Ehrgeiz jener Handwerksmeister, nach deren Signum man bezeichnenderweise überall vergeblich sucht; es war auch kein übertriebenes Geltungsbedürfnis der Auftraggeber, das dem Schaffen der Meister irgendwie Zwang angetan hätte. Eingedenk des Zeitgeistes und

des Zeitstiles wurde unablässig innerhalb feststehender Formen geschaffen, so daß die gemeinschaftliche Haltung aller Steine und damit die harmonische Wirkung eines Gräberfeldes nie gefährdet war. Die neuere Zeit hat die alte Grabmalkunst aus einem tiefsten Kunstverfall heraus nie so betrachtet, wie sie es verdiente. Schon die stumpfsinnige Behandlung des eingangs erwähnten alten Friedhofes in Grünstadt ist ein Beispiel dafür. Noch um die Jahrhundertwende barg dessen altes Gemäuer zahlreiche Male der abgebildeten Art. Dann erst kam im Zuge des „Fortschritts“ die Ausräumung und Umwandlung zu einer „modernen Grünanlage“, auf die die Bürgerschaft heute so



Bild 7

Grabstein aus dem Jahre 1736 (Grünstadt)

„Wer einigermaßen offenen Auges die alte Grabmalkunst betrachtet und den Reichtum an Gemüt und Schönheit erkennt, der darin aufgespeichert ist, der wird es kaum begreifen, daß er eine tote, vergessene Kunst vor sich hat; Steine, die zu dem nivellierten, nüchternen Geschlecht von heute nicht mehr reden. Steine, deren stummer Protest gegen das ordinäre Schundwerk moderner Friedhofsindustrie ungehört verklingen.“

E. Högg, Dresden 1914)

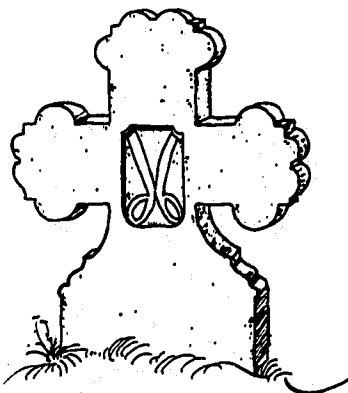
★

stolz ist. Zu Hunderten hatte man damals die schönen alten Grabmale zu Schotter zerschlagen oder zu Platten gespalten, um mit der Rückseite nach oben als Gassenbelag Verwendung zu finden. Diese sinnlose Demolierung wurde erst beim letzten Rest der alten Grabsteine von einigen einflußreichen Bürgern (im Falle Grünstadts) noch einmal gestoppt, aber vielerorts in Deutschland eben nicht. Die Umwandlung solcher aufgelassenen Friedhöfe, für die der verstorbene Gartendirektor Thierolf in Worms ein ansprechendes Musterbeispiel geschaffen hat, hätte ganz anders vorgenommen werden müssen. Nach Aus-

★

Bild 8

Steinkreuz auf dem Friedhof in Kindenheim (Saarpfalz)



Das Kreuz ist wohl der älteste Schmuck eines christlichen Grabes und vorbildgemäß zuerst aus Holz gefertigt worden. Seine Nachbildung in Stein blieb jedoch jahrhundertlang bei jener gedrungenen, stark an die Stele erinnernden Form. Erst die Neuzeit brachte die ausdruckslosen, dünnarmigen Kreuzformen zuwege, die das Holzkreuz nachahmen sollen, aber der Natur des Steines keineswegs entsprechen.

räumung der minderwertigen Grabzeichen, Anlegen von Rasenflächen und Unterbringung einer zweckmäßigen Gehölzpflanzung konnten die guten Steine ruhig auf ihren Plätzen zwischen dem vorhandenen alten Baumbestand belassen und der neuen Grünanlage so eine eigene schöne Note erhalten werden. Sind doch für eine Gemeinde die alten Grabsteine nicht nur Zeugen vergangener Kultur, vergangener Generationen und vergangener Ereignisse, sondern auch für alle Berufe, die am Friedhof beschäftigt sind.

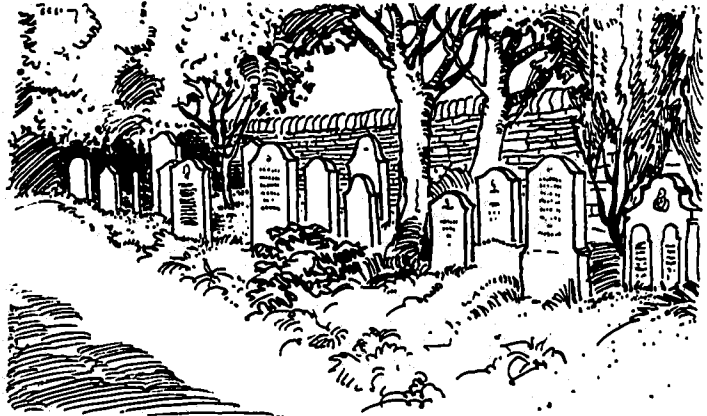


Bild 9

Einheitliche Grabzeichen in überlieferter Verwendung.

Manche Kunstgeschichtsschreiber vermuten in der Grabplatte eine jüdische Idee. Zwar sprachen die Juden in Ermangelung irgendeiner jüdischen Kunst gar zu gern von ihren alten Friedhöfen mit ihren ohne Zweifel einheitlichen und künstlerisch hochwertigen Grabzeichen. Man braucht sich hierüber nicht wundern, wird doch in einem der angesehensten Nachschlagewerke deutscher Volks- und Handwerkskunst sogar über die hier abgebildeten Christensteine aus Grünstadt vermeldet, daß ihre Formgebung auf die Beeinflussung einer starken jüdischen Gemeinde im Orte selbst zurückzuführen sei!

So weit hatte man es also in der Preisgebung deutscher Arbeit schon gebracht.

Mögen sich doch die Denkbequemen einmal folgendes überlegen: Ausgeführt wurde zunächst einmal selbst die Stele des jüdischen Grabes von christlichen Handwerkern. Einwandfrei stellen auch die Kunstforscher fest, daß nahezu alle künstlerischen Formen der Judensteine (wie auch die der alten Christenstelen) der Deutschrenaissance bzw. dem Barock entstammen. Des weiteren stellen wir im Friesischen, Englischen und Nordländischen sogar bis in die Gotik hinauf dieselbe Stelenkunst fest, also in Ländern, in denen die Juden überhaupt nicht zu Einfluß kamen.

Freilich war die schlichte, schlanke Grabstele noch vor der Gotik im ganzen Orient schon verbreitet, und wir kennen die malerischen Friedhöfe des Balkans, insbesondere am Bosphorus, sehr wohl. Wenn schon die Stelenkunst von außen kam, so ist die Ueberbringung durch Kreuzfahrer viel einwandfreier, denn eine Weile nach ihrer Zeit trat das stehende Grabzeichen erstmalig auf. Schließlich ist aber von der liegenden Grabplatte des Frühmittelalters bis zur stehenden des späteren eine so geringfügige Entwicklungsstufe, daß man nicht auf Geschichtsspekulationen oder gar den Irrtum zu verfallen braucht, das Judentum mit der Stelenkunst in Verbindung bringen zu müssen. Die Tatsache, daß die Christen nach Vollbelegung ihrer Begräbnisstätten, unter Zerschlagung der alten Grabzeichen, ihre Friedhöfe immer wieder von neuem belegten und so die Zeugen der überkommenen Grabmalkunst nahezu restlos vernichteten, während die Juden ihre Gräber glaubensgemäß unangetastet ließen, verschaffte den (von Christen geschaffenen) jüdischen Grabsteinen eine Beachtung, die sie als solche keineswegs verdienen.



eine immerwährende Lehre wahrhaft guter Grab- und Friedhofsgestaltung.

Sie lehren und demonstrieren in überzeugender Weise: Die Friedhofsreform muß nach wie vor beim Mal einsetzen.

Die Gesamtheit der Male hat eine einheitlich künstlerische und geistige Haltung durch schlichte Formen und handwerksmäßige Bearbeitung zum Ausdruck zu bringen; also nicht Klassen- und Stilunterschiede, sondern Volksgemeinschaft.

Die Gesamtheit der Male soll aber auch nicht in soldatenfriedhofsmäßige, absolute Gleichheit der einzelnen Grabzeichen verfallen; denn das würde nicht nur der künstlerischen Schaffensfreude

★

Bild 11

Aus: „Alte Friedhöfe der Stadt Hannover“

Eine Menge ausgezeichnete Grabzeichen: Holz- und Eisenkreuze, Grabplatten, Stelen und Monumente: Ein buntes, aber immerhin noch wirkungsvolles Vielelei.

Es ist sehr gefährlich, dieses Bild zu bringen, denn es könnte vielleicht mancher Leser an ihm den Schluß ziehen, daß selbst in dem heute geübten gemischten Verwenden der einzelnen Grabzeichentypen immer noch Wirkung steckt. Das ist aber, auf unsere Friedhofsverhältnisse übertragen, ein großer Irrtum. Denn erstens ist das Allerwenigste, was heute an Grabzeichen geschaffen wird, künstlerisch einwandfrei; das hier abgebildete aber ist es.

Zweitens sind diese Gräber in weiten Abständen so verteilt, daß sie neutrale Fläche genügend zwischen sich haben und in einen gewissen, auf dem rationalisierten modernen Friedhof unmöglichen Rhythmus kommen.

Und drittens ist hier nicht zuviel gegärtnert worden.

Bei engerer Stellung der Grabzeichen würde auch auf diesem Bild schon der Verfall der Friedhofskultur offenbar.

Bild 10

Der Anfang vom Ende

Grabzeichen im Empirestil

Einen entschiedenen Abbruch der jahrhundertealten deutschen Grabmalakunst (die an Grundformen nichts weiter kannte als die liegende und stehende Platte und auch das Kreuz) brachte um 1800 der sogenannte Empirestil. Ausgehend von der römischen Antike bescherte diese kurze, aber bis heute noch auf den Friedhöfen nachhaltende Periode jene Musterkollektion von Säulen, Urnen, Kompositenknospen, Pyramiden sowie palmwedeltragende Friedensgöttinnen. Die mittelalterliche, schlichte und zweckentsprechende Stele wurde durch ein aufwendiges, nach allen vier Seiten wirkendes Mal ersetzt, das man wie ein Monument noch dazu auf Treppen setzte und damit die einheitliche Wirkung des Gräberfeldes gründlich verdarb.

★

des Grab- und Grabmalgestalters, es würde auch der persönlichen Liebe zur letzten Ruhestätte des Verstorbenen zu sehr widersprechen.

Die Male einer völkischen und künstlerischen Gemeinschaftshaltung sollen nicht schematische Massenkopien sein, sondern trotz festgesetzter Typen (liegende Platte, stehende Platte, Kreuz) und vorgeschriebenem Material künstlerisch und handwerklich freigeschaffene Werke. Der wahre Zweck des Males ist nicht nur, im einzelnen zu wirken, d. h. lediglich für das Andenken des Toten, für den es gesetzt wird, sondern auch im gesamten, nämlich für die Toten überhaupt. Die Male müssen den Lauf alles Menschlichen künden; ein Lauf, der uns alle einmal, gleich wie sehr uns auch das Leben trennte, im „Hofe des Friedens“ vereinigt.

Angesichts dieser unabwendbaren Gemeinschaft ist jede ausgefallene, auffällige oder gar prunkhafte Aufmachung der Begräbnisstätten, sei es bildhauerisch oder gärtnerisch, eine Entweihung ihrer tiefen und hehren Wahrheit.

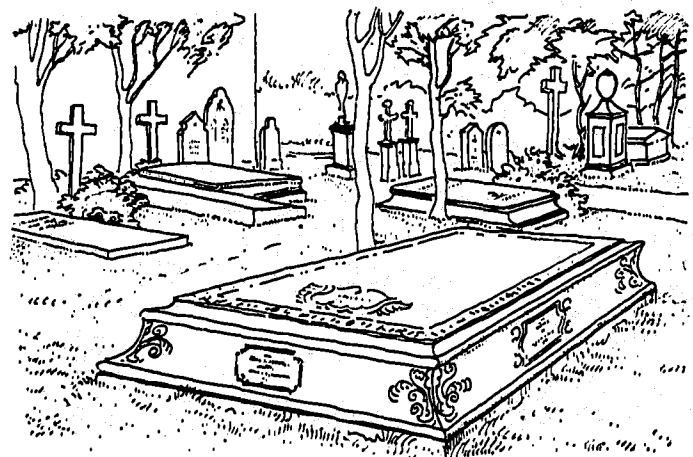


Bild 1
Waldfriedhof
Davos



Nebeneingang mit Blick
auf Davos. Friedhofs-
mauer trocken aufge-
baut und mit Rasen-
ziegeln abgedeckt.
Bild: A. Steiner,
St. Moritz

FRIEDHOFSKULTUR IN DER SCHWEIZ VON GARTENGESTALTER J. E. SCHWEIZER, GLARUS-BASEL

Friedhofskultur ist heute in der Schweiz, das sei mit Schmerzen gesagt, immer noch mehr Wunsch und Programm kleiner Kreise, die sich um Werkbund und Heimatschutz scharen, als allumfassende, beglückende Wirklichkeit.

Es war sicher einmal anders gewesen. Es gab eine Friedhofskunst hierzulande, wohl bis in die vierziger oder fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Was dann aber nachher kam — bis 1914, ja sogar teilweise bis heute — war, von erfreulichen Ausnahmen abgesehen, künstlerisch minderwertig. Es ist nun leider im Wesen der Friedhofskunst begründet, daß die Zeugen einstiger Größe, einstiger Reife, mehr als auf irgendeinem andern Gebiete künstlerischen Schaffens, schneller Vernichtung anheimfallen. In den größeren Städten fielen ganze Friedhöfe der baulichen Entwicklung zum Opfer, während umgekehrt auf dem Lande das beständige Wiederbelegen desselben Gottesackers dazu beitrug, daß die alten Grabzeichen schonungslos weggeräumt wurden, um einer aus den Städten importierten Pseudokunst Platz zu machen. Die Gegenwart ist deshalb auch in der Schweiz überaus arm an guten, alten Friedhöfen und Grabmälern. Der alte Friedhof war ursprünglich ein Kirchhof, ein wesentlicher Teil des gesamten Sakralbaues. Aus dem Erdreich wuchsen oft, gleich einer Burg, gleich einer Festung, Kirchhof und Kirche, eine stimmungsvolle Welt, vom Treiben und Hasten der Zeit durch starke Mauern getrennt. (Siehe Bild Nr. 1 und Bilder Seite 207.) Stark befestigte Kirchen und Kirchhöfe dieser Art sind in der Schweiz nun selten, andere Beispiele einer vollendeten organischen Einheit von Kirche und Kirchhof dagegen überaus zahlreich. Von allen Teilen des Landes weist das kulturgesegnete Graubünden die größte Zahl solcher Schöpfungen auf. Hier erleben wir auf Schritt und Tritt die bauliche Geschlossenheit von Kirche und Kirchhof. Es ist allerdings

betrübend zu sehen, welche Talmikunst da unsere Zeit diesen schönen baulichen Leistungen entgegensustellen hat, und wie der letzte gute Rest alter abgeräumter Grabmale an die Kirchenmauer gelehnt einem sicheren Zerfall entgegenght.

Das Zeitalter des Klassizismus brachte die letzte Hochblüte der Architektur und damit auch der Friedhofsbildnerie. Damals noch stand auch die Friedhofskunst in der Schweiz, wie anfangs erwähnt, auf beachtlicher Stufe. Das bezeugen Grabzeichen aus jenen Tagen, wie wir sie bisweilen in weit von den Städten abliegenden Orten und ganz besonders in rein katholischen Gemeinden vorfinden. In einigen hohen Bergtälern treffen wir sogar heute noch Friedhöfe, deren sämtliche Grabzeichen aus dem Geiste einer jahrhundertalten, ungebrochenen Tradition gestaltet wurden. Diese einheitlichen, schlichten Holzkreuze sind Ausdruck einer von jeher lebendigen starken Volksgemeinschaft. (Siehe Bild 2 und 3).

Der Friedhof in Schaffhausen ist der Anfang einer Reihe von Waldfriedhöfen, wovon hier nur der Friedhof in Rheinfelden, Olten und Davos genannt sei. Als bedeutendste Leistung gilt der Friedhof von Davos (siehe Bild 1 und 2), eine Arbeit des Architekten Rud. Gaberell. Ein selten schönes Gelände mit einem lichten Lärchenbestand (wohl die beste Nadelholzart für einen Waldfriedhof im Hochgebirge) diente als Baugrund. Die Wegeführung ist klar und einfach — Längs- und Querachse —, die Architekturen sind bewußt der schönen Landschaft untergeordnet. Für die Errichtung von Grabmälern ist die Bewilligung der Friedhofsbehörde erforderlich, die strenge Grabmal- und Bepflanzungsvorschriften aufstellt.

Ein Waldfriedhof, dessen Erstellung an das Vorhandensein eines günstigen Waldgrundstückes in der



Bild 2

Waldfriedhof Davos
Reihengräber. Im Hintergrunde der Haupteingang

Bild: A. Steiner, St. Moritz

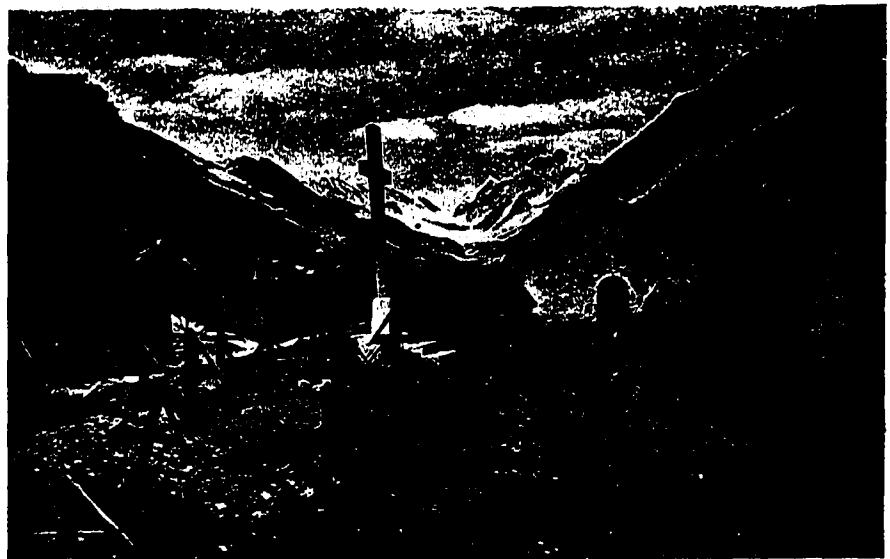
Leider duldet die „strenge“ Friedhofsbehörde, daß der Gesamteindruck der gut aufeinander abgestimmten Holzkreuze und Holztafeln durch einige dazwischen gesetzte Steinplatten empfindlich gestört wird. (Die Schriftleitung.)

Nähe der Ortschaft gebunden ist, bleibt wie in Deutschland auch in der Schweiz die Ausnahme. Die Mehrzahl der neu entstehenden Friedhöfe wird regelmäßig gestaltet, doch nicht lediglich als Reißbrettarbeit wie im vorigen Jahrhundert, sondern räumlich im Sinne architektonischer Gartengestaltung. Der Gesamtfriedhof wird aufgelöst in Einzelfriedhöfe, die von Sträuchern gefaßt sind; den ganzen Friedhof umgibt eine kräftige Randpflanzung, eine grüne Wand, die den Lärm und den Staub der Straße von den Totenfeldern fernhält (Friedhof Sihlfeld, Zürich). Bisweilen wird der neue architektonische Friedhof auch an den Wald oder in den Wald gelegt, wie beispielsweise in Basel (Friedhof am Hörnli) und in Winterthur (Urnenfriedhof Rosenberg). Der Gottesacker wird dann sozusagen aus dem Walde herausgeschnitten. Der heimische Wald gibt den schönen Rahmen, während der Friedhofsraum selbst klar und zweckdienlich gegliedert wird. Diese Friedhöfe am Walde oder im Walde sind wohl als die bis heute beste Friedhofsform der Schweiz anzusprechen. Sie

erscheinen als geglückte Synthese zwischen dem Waldfriedhof und der regelmäßigen, architektonischen Anlage. Von diesen und anderen Werken soll später einmal in der „Gartenkunst“ ausführlich die Rede sein. Ich möchte diesen kurzen Beitrag über schweizerische Friedhöfe nicht abschließen, ohne darauf hinzuweisen, daß die Notwendigkeit einer räumlichen Gliederung des Gottesackers in den letzten Jahren allmählich fast überall verstanden wird, noch nicht aber die große Bedeutung von Friedhofsordnungen, für die Reform von Grabmal und Grabschmuck. Es ist deshalb unser Wunsch, daß auch in der Schweiz die Menschen allmählich begreifen, daß das Grab nicht nur eine Angelegenheit des einzelnen, sondern auch der Allgemeinheit ist, und diese ein Recht darauf hat, daß alle Friedhöfe wieder einfach, schlicht und stimmungsvoll werden, wie in längst vergangenen Tagen.

Bild 3

Kirchhof in Kippelim Lötschental (Wallis, Schweiz)



Einheitliche, bescheidene Grabzeichen als Ausdruck einer von jeher lebendigen Volksgemeinschaft.

Bild: J. Gaberell, Thalwil.

EINE BETRACHTUNG ZUR LAGE DES DEUTSCHEN TOTENKULTES

VON GARTENGESTALTER FRITZ ZÖPPIG, FRANKFURT (MAIN)

Zu den vornehmsten Kulturaufgaben eines Volkes gehört die Pflege des Totenkultes, der im Bestattungs- und Friedhofswesen seinen sichtbaren Ausdruck findet. Weihevoll und erhaben war der Totenkult unserer Vorfahren, dafür zeugen die Funde vorgeschichtlicher Epochen. Wie die Veröffentlichungen von Professor Wiepking in Heft 8 der „Gartenkunst“ erneut beweisen, ist unmittelbare Naturverbundenheit und hohes sittliches Empfinden in diesen alten Kultstätten vereint. Zu jeder Zeit der großen geschichtlichen Kunstepochen finden wir in der Totenehrung unseres Volkes echte heimatische Kultur, getragen von tiefstem und wahrstem Volksempfinden. Vereinzelt finden wir hierüber, draußen auf dem Land, in Form von Holz- und Steingrabzeichen, noch Zeugen, oftmals schon vom Zahn der Zeit zernagt; Beispiele einer gesunden unverdorbenen Volkskunst.

Doch, wie überall im deutschen kulturellen Geschehen, so haben die vergiftenden Ströme fremder und freindrassiger Geisteshaltung im Laufe der letzten hundert Jahre schädigende Einflüsse auch in den Friedhof hineingetragen.

Das Grab, die letzte Ruhestätte lieber Verstorbenen, einst ein Weiheplatz, wo man in stiller und ehrfürchtiger Sammlung stumme Zwiesprache hielt, diese Ehrenstätte unserer Lieben, wurde zum Tummelplatz geschäftstüchtiger Bestrebungen. In Verblendung, ohne jede innere Regung, wurden an Stelle wahrhaften Totenkultes gewinnsüchtige Geschäftsinteressen gesetzt. Das Grabmal, das Ehrenmal für den Verstorbenen, wurde nach dem Siegeszug der liberalistischen-materialistischen Zeit zur Fabrik- und Handelsware, zu einem täglichen Gebrauchsartikel herabgewürdigt. An Stelle des volksverbundenen Handwerks, das aus dem heimischen Material den Grabstein meißelte, das Holzkreuz schnitzte, das Eisenmal schmiedete, trat eine Grabmalindustrie und ein Grabmalhändler-

gewerbe, dem fast ausnahmslos jede Beseelung abging und dem dafür der materielle Gewinn zum bedeutungsvollsten Ziel wurde. Diese Industrie schreckte auch nicht davor zurück, fremdes Material und Ersatzstoffe zu verwenden. Die trauernden Hinterbliebenen, denen jedwelche Aufklärung und die sachverständige Beratung fehlte, waren nunmehr den Grabzeichenhändlern ausgeliefert. Das ehrbare Steinmetzhandwerk und das schöpferische Bildhauergewerbe hatte unsagbar unter dieser Konkurrenz zu leiden. Es ist daher unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Grabmal — und sei es noch so bescheiden — von dem schöpferisch tätigen Handwerk wieder zu dem gemacht wird, was es sein soll: ein „Ehrenmal“. Nicht auf die Größe und Aufmachung kommt es dabei an, sondern auf eine materialgerechte Bearbeitung. Auch sollte das Holz- und Schmiedeeisenmal wieder entsprechende Beachtung finden. Es muß ein Ende haben mit unmöglichsten Grabzeichen in allen Formen und Größen, umgeben von Pflanzen aller Art. Wer kennt sie nicht, diese Friedhofsbilder? Dieses wirre Durcheinander, diese unsagbare Zerrissenheit? Fürwahr kein Ort des Friedens, sondern krasse Gegensätze zwischen arm und reich. Hier muß Wandel geschaffen werden!

Schon Cordes versuchte bei dem Bau des Ohlsdorfer Friedhofes in Hamburg (im Jahre 1880) Wege zu finden, um dieser Unkultur zu steuern. Er bettete die Grabfelder in den Pflanzrahmen. Als um die Jahrhundertwende Hannig in Stettin mit der Anlage des landschaftlich-architektonisch gestalteten Hauptfriedhofes begann, setzte er mit einer Reform bei der Ausgestaltung des Einzelgrabes, der Grundzelle des Friedhofes, an. In München arbeitete der dortige Stadtbaurat, Professor Dr. Grässel an der Hebung der Friedhofskultur, der er bestens Ausdruck bei der Schaffung des Waldfriedhofes gab (1906/07). In Han-



Bild 1
Alte pommersche Steinmäler aus Findlingsgranit

Bild: Hauptfriedhofsverwaltung Stettin (Sammlung heimatischer Grabmäler auf dem Stettiner Hauptfriedhof)



Bild 2
Nachbildungen alter pommerscher Holzgrabzeichen

Alte Holzgrabmäler, die Zeugnis für den hohen Kulturstand eines volksverbundenen Handwerkerstandes ablegen (Sammlung heimatischer Grabmäler auf dem Hauptfriedhof zu Stettin).

Bild: Hauptfriedhofsverwaltung Stettin

nover arbeitete Kube vortrefflich an der Umgestaltung vorhandener Anlagen. So kann man noch eine Reihe guter Beispiele nennen; aber im großen und ganzen betrachtet überwiegt das weniger Gute und das Schlechte bei weitem.

Wir fragen uns heute: „Warum sind die Maßnahmen, die Friedhofskultur auf eine dem deutschen Volk würdige Stufe zu stellen, trotz der aktiven Tätigkeit und der Bemühungen von Einzelpersonlichkeiten und Organisationen, bisher ohne einen umfassenden Erfolg geblieben? Der Grund ist wohl in der Zerrissenheit des gesamten Friedhofswesens zu suchen. So zeigen die Besitz- und Obrigkeitsrechte im Friedhofswesen eine weitgehende Zersplitterung, denn die Friedhöfe liegen teils in Händen der evangelischen und katholischen Kirchenbehörden, teils sind sie im Besitz der einzelnen Stadt- und Landgemeinden. Ferner haben wir noch in den Garnisonstädten Militärfriedhöfe, die in der Hand des Staates liegen. Zu allem fehlen auf dem Gebiet des Friedhofs- und Bestattungswesens jedwede einheitlich zusammengefaßte Richtlinien. Lag doch die Regelung der gesetzlichen Bestimmungen über die Anlage von Friedhöfen bisher bei den Landesregierungen. Die Hauptbestandteile dieser Bestimmungen sind jedoch nur gesundheitspolizeilicher Art; oft stammen ihre Fassungen noch aus dem vorigen Jahrhundert. Da dem juristischen Eigentümer das Recht zusteht und die Pflicht obliegt, eine Friedhofsordnung zu erlassen, so hat fast jeder einzelne Friedhof seine eigenen Gesetze, die nach dem Beispiel der ehemaligen landesgesetzlichen Regelung und juristischen Gepflogenheit möglichst uneinheitlich sind. So zeigen schon die Gebührentarife, sogar innerhalb der einzelnen Städte (bei kirchlichen Friedhöfen), beträchtliche Abweichungen.

Feststellen muß man, daß die kulturelle Höhe eines Friedhofes fast ausnahmslos von den Leistungen seines Leiters abhängt. Die Arbeiten des in den Nachkriegsjahren entstandenen „Reichsausschusses für

Friedhof und Denkmal“ können beim besten Willen nicht als Erfolg gewertet werden, weil hier eine Institution sich gebildet hatte, die als typische Zeiterscheinung mehr oder weniger persönlichen Interessen dienstbar gemacht wurde; aber für den Dienst am Volksganzen unbrauchbar blieb.

Ein direkt ausgebildetes Friedhofsfachpersonal gibt es nicht. Viele Friedhöfe werden heute von Gartenfachleuten betreut. Es ist richtig, daß diese Posten dem Gartenfachmann übertragen werden. Wichtig ist jedoch, daß der Leiter eines Friedhofs neben den nötigen Fachkenntnissen den gestellten kulturellen Aufgaben gewachsen ist, und die für den schwierigen Publikumsverkehr entsprechenden charakterlichen Veranlagungen mitbringt. Diese Voraussetzungen können natürlich nicht gelehrt werden, sondern müssen angeboren sein. Auch sollten im allgemeinen unsere Lehranstalten sich weit mehr mit den Friedhofsaufgaben befassen. Aber auch bei der Zusammensetzung von Aufsichtsorganen, bei der Bildung von Friedhofsausschüssen, sollte man die Einschaltung geeigneter Fachleute, mehr wie früher üblich, berücksichtigen.

Das Ziel der Bereinigung des deutschen Totenkultes und der Aufwärtsentwicklung des gesamten Bestattungs- und Friedhofswesens sehe ich in der Einsetzung einer Reichsfriedhofsbehörde, die als oberste Aufsichtsbehörde die deutsche Erd- und Feuerbestattung und das gesamte Friedhofswesen in jeder Beziehung betreut. Ferner muß aber auch der letzte im Friedhofswesen tätige Kollegerestlos an der Bereinigung und Aufwärtsentwicklung des deutschen Totenkultes mitarbeiten, stets eingedenk seiner hohen Verpflichtung, „Diener des Volkes“ zu sein.



Bild 3

Bild: Zöppig.

Kriegergräber auf dem Waldfriedhof in Pölitz. Der Soldatenfriedhof vermittelt ein seelisches Erlebnis, das nicht nur in der Wiederholung der Grabzeichen, sondern auch in der Einheitlichkeit und Bescheidenheit der Grabpflanzung seine Ursache hat. Es ist zwar keineswegs die absolute Gleichförmigkeit der Soldatenfriedhöfe gemeint, wenn von einer Formvereinheitlichung unserer Friedhöfe gesprochen wird, denn es braucht durchaus nicht jedes Grab dasselbe Zeichen, die-

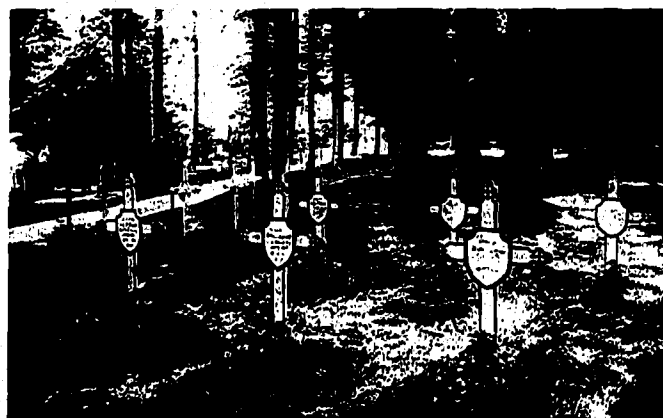


Bild 4

Bild: Prof. Dr. Grässel, München.

Kriegergräber auf dem Waldfriedhof München.

selbe Bepflanzung zu haben, um dennoch ein harmonisches, einheitlich wirkendes Gräberfeld zu gewährleisten. Es muß aber innerhalb festgesetzter Richtlinien für das Mal und die gärtnerische Grabpflanzung strikt der Ausdruck der Volksgemeinschaft und nicht der des schrankenlosen Individualismus zum Ausdruck kommen.

Humorvolle Inschriften alter Grabzeichen.

Der Grabstein eines Totengrābers in Schlesien zieht die Moral aus dem Sprichwort:
„Der Mann hat 80 Jahr gelebt
Und scharfte viele ein.
Wer andern ein Grube grābt,
Fāllt schließlich selbst hinein.“

An einem stādtlichen Wūrdentrāger übt die Grabinschrift humorvolle Kritik:
„Hier ruht der Senator Katz,
der starb.
Es ist der einzige Platz,
Um den er sich nicht bewarb.“

Ein Wortspiel arithmetischer Symbolik findet sich auf dem Grabe eines Darlehenskassenbeamten auf einem Friedhof am Bodensee:

„Des Rechnens müde lieg ich
im Grabe,
Um in Brūche überzugehen.
Wenn ich mich nicht verrechnet
habe,
Werde ich wieder auferstehn.“

Erwūchsige Lebensfreude ruft über das Grab hinaus auf einem alten deutschen Grabstein:
„Hier ruhen meine Gebeine —
Ich wollt', es wāren Deine.“

*

ZUR HEUTIGEN FRAGE DER FRIEDHOFSGESTALTUNG VON GARTENBAUOBERINSPEKTOR PEREIRA, FRANKFURT (MAIN)

Die Friedhöfe sind seit jeher Ausdrucksmittel der seelischen Reife der Völker zu ihren Zeiten gewesen, und es ist deshalb durchaus logisch, daß das deutsche Volk eines seiner heiligsten Güter, die Volksgemeinschaft, endlich auf seinen Friedhöfen symbolisch zum Ausdruck gebracht wissen will. Und welche Stätte eignete sich besser dazu?

Da dieser Wille natürlich nicht im Augenblick realisierbar ist, weil eine Umstellung der hier mit-sprechenden wirtschaftlichen Faktoren nicht so schnell vorgenommen werden kann, so muß neben dem Streben nach diesem Ziel, das ja seine Vorbilder in Deutschlands großer Vergangenheit hat, auch heute schon dahin gearbeitet werden, diesen Gedanken im Rahmen des Vorhandenen zu verwirklichen.

Dazu gehört in erster Linie, daß mit dem Vorurteil aufgeräumt werden muß, das Reihengrab oder Freigrab sei eine Ruhestätte zweiter oder dritter Güte und derjenige sei vornehmer, der in einem Kaufgrab liege. In Wirklichkeit liegt aber der Unterschied nur darin, daß besondere Wünsche der Angehörigen des Verstorbenen erfüllt werden können, die in der großen Masse der Reihengräber nicht zu berücksichtigen sind und daß für die Möglichkeit der Erfüllung dieser Sonderwünsche ein Äquivalent gegenüber der Allgemeinheit geschaffen werden muß. Aber alle diese Aufgaben unterstehen dem Grundgesetz: der Friedhof ist Allgemeingut aller derer, die den Totenkult aus innerem Drang heraus und aus deutschem religiösen Empfinden als seelisches Erziehungsmoment für notwendig erachten. Gerade der Gedanke der Festigung des Familiensinnes, des Zusammenschlusses der Sippe läßt sich hier in packender Form zum Ausdruck bringen.

Damit liegt auch die Verpflichtung fest, alles zu vermeiden, was einer wahren, bodenverwachsenen Totenehrung widerspricht.

Allein die Friedhöfe können nur Kūnder sein, wenn sie zum Herzen sprechen, und zum deutschen Herzen sprechen kann nur, was echt, was wahr, was volksverbunden und bodenständig ist. Wo finden wir solche Friedhöfe, solche Kūnder deutschen Wesens? Dort,

wo deutsche Kunst und deutsches Handwerk blūhen oder blūhten. Unsere Friedhöfe müssen das Geprāge unseres Empfindens, unserer Religion und unserer Kunst tragen; es gibt keine internationale Friedhofskunst.

Und es gibt keine deutsche Friedhofskunst, die sich in Massenware ausdrücken läßt, es gibt keine Totenehrung, deren Symbole Imitationen sind. Die Pflege der Friedhofskunst ist unsere Pflicht! Der Fūhrer hat in seiner Kulturrede gesagt: „Keine Zeit kann sich herausnehmen, von der Verpflichtung der Kunstpflege entbunden zu sein. Sie wūrde im anderen Falle nicht nur die Fāhigkeit des Kunstschaffens, sondern auch die des Kunstverstehens und Kunststerbens verlieren.“

Gerade bei der künstlerischen Gestaltung auf den Friedhöfen, bei der Schaffung der Grabmale, ist ein Rückgang in der Fāhigkeit des Kunstschaffens in erschreckender Weise festzustellen; die Steine sind zur seelenlosen Konfektionsware geworden. Es liegt dies nicht an den so heftig bekāmpften Vorschriften für die Grabmalgestaltung, im Gegenteil, diese Bestrebungen haben das Schlimmste zu verhūten gewußt.

Vorschriften hat es auch vor Jahrhunderten gegeben, als deutsches Handwerk in höchster Blūte stand, aber der Handwerker, der auch Kūnstler war und der dem Stein Leben zu geben vermochte, hat mit diesen Vorschriften etwas anzufangen verstanden. Es ist heute an der Zeit, dort wieder anzuknūpfen. Der schöpferische Kūnstler erzieht und veredelt durch sein Werk, sagt der Fūhrer. Und er sagt weiter: „Niemals ist es nötiger, ein Volk zu dieser unendlichen Kraft seines ewigen inneren Wesens und Seins hinzufūhren, als dann, wenn politische oder wirtschaftliche Sorgen es nur zu leicht im Glauben an seine höheren Werte schādigen können.“

Die Aufgaben der Friedhofskunst werden nicht diktiert vom Verstand allein, sondern in erster Linie vom Gemūt, von der seelischen Empfindung. Weil nun aber die deutschen Stämme verschieden sind in ihrer Gemūtsart, in ihrem Empfinden, deshalb werden die

ländlichen Friedhöfe landschafts- und stammesgebunden sein müssen, trotz eines einheitlichen Charakters. Allein schon der Stein, der in einer bestimmten Gegend wächst, sollte bestimmend sein für das Gesamtbild eines Friedhofes dieser Gegend.

Fast unmöglich erscheint es, Steine zu schaffen, die auf allen deutschen Friedhöfen zur Aufstellung gelangen könnten, auf einem Totenacker, von dem aus man die Unendlichkeit des Meeres sieht, auf einem Bergfriedhof unter sturmgebeugten Föhren, auf einem Grabfeld in der Einsamkeit der Heide usw. Gerade die kleinen Friedhöfe sind es, die den Charakter der Landschaft ganz besonders tragen sollen, denn die Großstadtfriedhöfe können es zumeist nicht. Hier mischen sich die Stämme, hier zeigen auch die Friedhöfe anderes Gepräge. Aber auch hier kann durch das Gestein der Umgebung, durch die Tradition der eingesessenen Bevölkerung etwas Charakteristisches geschaffen werden, das den Friedhöfen der großen Städte eine persönliche Note gibt.

Jeder Stein, der auf ein Grab gestellt wird, soll nicht nur eine Beziehung zu dem Toten haben, eine Beziehung, die sich nicht unbedingt einzig und allein in einer anpreisungsmäßigen Plakatschrift dem Beschauer aufdrängt, jeder Stein soll auch allen, die ihn anschauen, etwas geben, und hier kann der, dem ein gütiges Schicksal einen großen Geldbeutel gegeben hat, ungeheuer Wertvolles allen Volksgenossen schenken, wenn er den Stein nicht zum Kunder seines Reichtums macht, sondern ihn zum Volke sprechen läßt. Und was vom Stein gesagt ist, gilt auch in übertragenem Sinne von der Gestaltung der Grabstätte selbst; alles Uebertriebene, Uezechte, Protzige hat auf einem deutschen Friedhof keinen Platz. Eine angleichende Gestaltung von Grabstätten, die in ihrer Lage zueinander Beziehungen haben, hebt das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Diese Harmonie darf jedoch nicht zu einer absoluten Uniformierung werden; denn die völlige Gleichheit der Grabstätten ist einzig und allein dem Ehrenfeld der für das Vaterland Gefallenen vorbehalten, weil es hier ein eindringliches Symbol für die Männer ist, die Schulter an Schulter im gleichen Rock kämpften und für das gleiche Ziel gefallen sind.

Dem Gedanken der Volksverbundenheit und Volksgemeinschaft kann man aber noch dadurch verstärkten Ausdruck verleihen, daß man die Kaufgrabquartiere mehr mit den Reihengrabquartieren mischt und nicht mehr, wie früher, in verschiedenen Friedhöfen einen vornehmen Westen und einen weniger vornehmen Osten schafft, so daß sich die Besucher des Friedhofes gleich beim Betreten in vornehme Leute und einfaches Volk geschieden sehen.

Und noch eines ist wichtig für die Gestaltung unseres deutschen Friedhofes, nämlich daß das pflanzliche Moment überwiegen muß. Die Anhäufung übergroßer massiger Steinbauten widerspricht unserem Empfinden. Ueberhaupt soll viel mehr nach dem Grundsatz der Zusammenfassung gestaltet werden, als nach dem der Trennung und Isolierung. Deshalb kommen die dicken aufdringlichen Quadereinfassungen, die sehr häufig

auch aus Kunststein hergestellt werden, immer weniger in Frage, von den Gittern ganz zu schweigen. Die Pflanze muß dem Friedhof in seiner Gesamtheit das Gepräge geben und wird daneben noch die Aufgabe haben, vieles wieder gut zu machen, was durch ein geschmackloses Grabmal verdorben ist. Durch die Pflanze soll der Friedhof seinen Zusammenhang mit der Landschaft erhalten und auch den Ausdruck, der seiner Bestimmung entspricht; das heißt, daß ein Friedhof in erster Linie Friedhof ist und nicht Park oder botanischer Garten. Die Pflanzen, die der Umgebung ihren Stempel aufdrücken, sollen auch auf dem Friedhof vorherrschen, daneben sollen aber auch die Pflanzen eine gewisse Verwendung finden, die den Friedhofsscharakter tragen und die, wenn auch an sich vielleicht nicht zur Landschaft gehörig, doch durch Tradition zum friedhofsgestalterischen Ausdrucksmittel geworden sind. Diese gegebenen Bedingungen zu einem harmonischen Bild zu vereinigen, ist Aufgabe des Friedhofsgestalters. Auf die Blumenrabatte im Friedhof soll man nicht ganz verzichten, wollte man dem Friedhof nicht eine seiner wichtigsten Aufgaben nehmen, die Trauernden durch den Anblick schöner, wenn auch ruhiger Farben innerlich aufzurichten und abzulenken. Nicht repräsentative Blumen kommen hierfür in Frage, auch nicht bizarre Formen orientalischer Gewächse, wie man überhaupt mit Verwendung von ausländischen Gewächsen, wenn sie in ihrer Form aus dem Rahmen der deutschen Landschaft herausfallen, sehr vorsichtig sein soll.

Geschmacklosen Grabschmuck gibt es in großer Zahl. Beeinflußt durch die Nähe der französischen Grenze hat sich der Perlenkranz häufig wieder bemerkbar gemacht; ein Schmuck, der unserem Empfinden durchaus fremd ist. Dazu kommen die künstlichen Blumen jeder Art; ja selbst im Sommer, wo bei uns ein unermeßlicher Blumenreichtum herrscht, verschwindet die künstliche Blume nicht vom Friedhof. Die von der Kunstblumenindustrie vor Jahren aufgestellte Forderung, die künstlichen Blumen auf den Friedhöfen zuzulassen, weil hierdurch Arbeitern Brot gegeben wird, gilt heute für den Friedhof nicht mehr, da ja durch das Winterhilfswerk und bei anderen großen Ereignissen, wie zum Beispiel zum Erntedankfest, Millionen derartiger Stücke vertrieben werden, so daß diese Industrie reichlich anderweitigen Verdienst gefunden hat. Die wirtschaftlichen Belange haben sich den kulturellen Forderungen unterzuordnen. Das hat der Führer gesagt und das gilt für unsere Friedhofsaufgaben in allererster Linie.

Wir haben so unendlich viel herrliches Schmuckmaterial, das wir an Stelle der künstlichen Blumen setzen können, so daß es uns leicht ist, im Augenblick eine Umstellung vorzunehmen. Wer an einem guten Blumengeschäft vorübergeht, wird nie dort an Kränzen künstliche Blumen finden. Wem das schlichte grüne Gebinde zu eintönig ist, der verwende Tannenzapfen, verschiedene Koniferenzweige, Strohblumen in Farben, Moose (ohne daß man unbedingt Islandmoos haben muß), echte Bänder in Seide und Samt. Tausend schöne Sachen gibt es, die auch mit wenig Geld den guten Geschmack ihres Spenders unter Beweis stellen. Echte Trauer, wie der Deutsche sie emp-



Gegenbeispiel

Stilwirrwarr in der modernen Grabmalkunst
 Von Professoren, Bildhauern und Architekten geschaffene und
 von der Mitwelt mit Bewunderung aufgenommene Grabmäler.
 Auch auf dieses unglücklich entwickelte Spezialistentum und
 diesen übertriebenen Intellektualismus haben jene bitteren
 Worte vollste Berechtigung, die ein Führender des deutschen
 Kulturlebens vor wenigen Wochen zu bedenken gab: „Jede Zeit
 hat ihre führende Idee, welche die schicksalhaft rassigen Werte
 eines Volkes zum Ausdruck bringt. Eine Zeit kann nur einen
 Stil haben. Wenn sie aber mehrere oder alle Stile besitzt, so
 heißt dies gar nichts anderes, als daß sie keinen Stil besitzt:
 ein Zeichen tiefster seelischer Armut“.

Rechts oben „Die Schlafende“, links unten
 „Mutter Erde“!?

(Die Schriftleitung.)



Beispiel.

Stilläuterung in der deutschen Hartgestein-Grabmalkunst

Es gibt gewiß noch besser ausgeführte Steine wie diese hier, selbst wenn man nur die allereinfachste Ausführung in Betracht zieht. Es sollen ja mit den abgebildeten Beispielen nicht Muster gegeben werden, sondern nur bewiesen, wie schwer es ist, die schwulstige Grabmalkunst von gestern auf die einfachen Formen zurückzuführen, die allein die harmonische Gesamtwirkung des Gräberfeldes verbürgen.

Vergleicht man die Steine mit den Abbildungen auf Seite 195 und 196, so wird offenkundig, daß diese hier zwar eine korrekte, aber noch lange nicht jene beschwingte und beseelte Formgebung erfuhren, wie sie an den Grabzeichen früherer Jahrhunderte selbstverständlich ist. (Die Schriftleitung.)

findet, läßt sich nicht durch geschmacklose Künstelei zum Ausdruck bringen. Erst wenn Grabfeld, Grabstätten und Grabmal in schönem Einklang sich befinden, und der Gemeinschaftsgeist

klar zum Ausdruck kommt, dann haben wir ein Werk geschaffen, mit dem wir vor der Gegenwart und vor der Zukunft bestehen können. Bis wir aber dieses Ziel erreichen, müssen wir noch viel überwinden.

*

LIEGENDE GRABMALE IM ALTEN JOHANNISKIRCHHOF ZU NÜRNBERG VON DIPL.-GARTENBAUINSPEKTOR L. ERMANN, FRANKFURT (MAIN)

Der Johanniskirchhof in Nürnberg nimmt unter den alten deutschen Kirchhöfen durch seine Eigenart eine Sonderstellung ein. Der Kirchhof mit seiner Kirche

entstand in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Besonderheit des Kirchhofes lag von jeher darin, daß er in seinem alten Teil, er wurde von 1437 bis 1714 nicht weniger als neunmal erweitert, fast keine stehenden Grabsteine aufzuweisen hat.

Bild 1

Die Grabstätte von Veit Stoss.

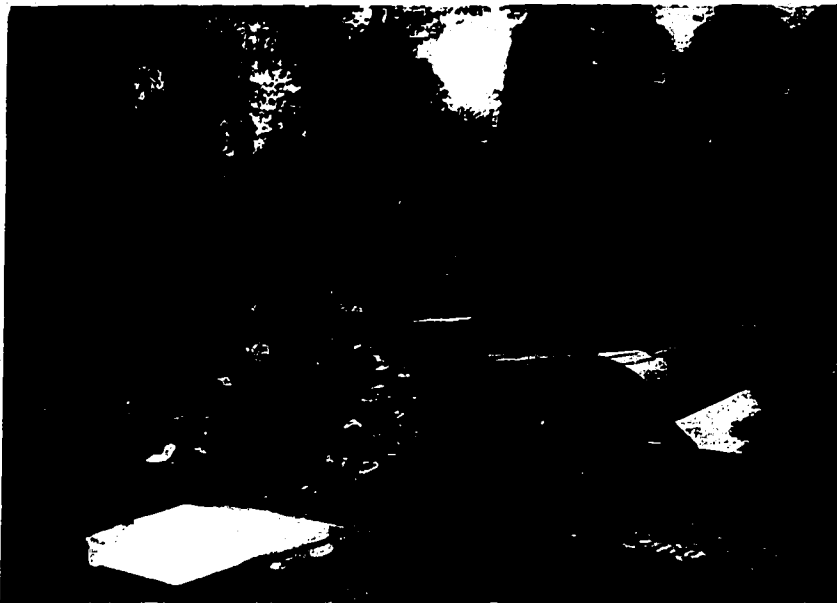
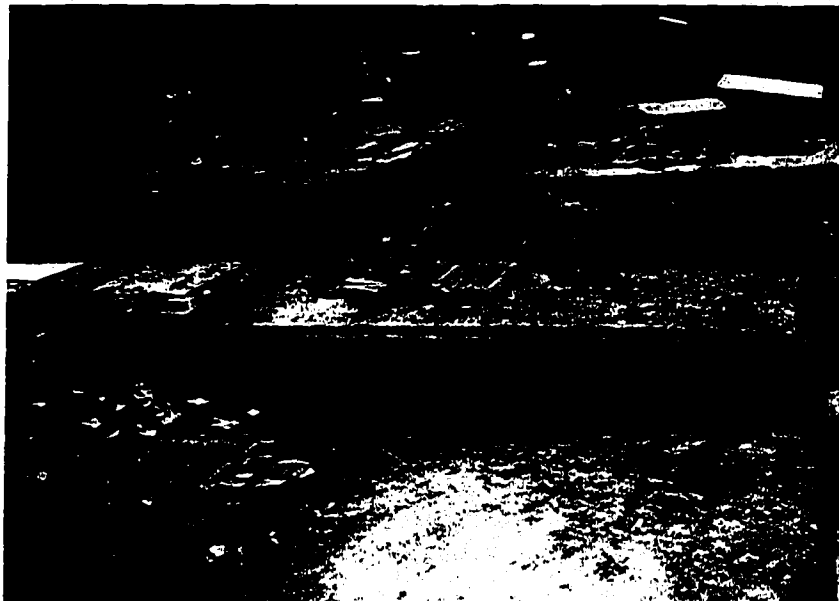


Bild 2

Die Grabstätte von Hans Sachs.



Die efeuumrankten, rechteckigen Sandsteinmale liegen sämtlich in westöstlicher Richtung und bieten einen einheitlichen, geschlossenen Anblick. Die Handwerker jener Zeit waren zumeist auch Künstler und haben es meisterhaft verstanden, aus dem dort bodenständigen Sandstein schöne Grabmale zu formen, die flüchtig betrachtet, wohl gleiche Ausmaße haben, aber durch liebevolle Einzelbehandlung ein besonderes Gepräge erhielten. Die bedeutendsten Nürnberger Handwerker und Künstler wie: Albrecht Dürer, Hans Sachs, Willibald Pirckheimer, der Bildschnitzer Veit Stoß, Anselm Feuerbach, Goldschmied Wenzel Jamnitzer u. a. m., liegen hier schlicht und recht, wie sie gelebt haben, zwischen ihren Zeitgenossen.

Der Schriftsteller Heinrich Wackenroder besuchte um das Jahr 1793 das Grab Albrecht Dürers und schrieb: „Die Gebeine Albrecht Dürers ruhen unter zahllosen Grabsteinen, deren jeder mit einem ehernen Bildwerk, als dem Gepräge der alten Kunst, bezeichnet ist und zwischen denen sich hohe Sonnenblumen in Menge erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen“.

Um Johanni, wenn sich der Blumenflor voll entfaltet hat, gleicht der Johanniskirchhof tatsächlich auch heute noch einem lieblichen Garten.

*

Bild 1
Kirchhofsburg zu Kraftshof



erbaut i. J. 1505—1510

EINE FRÄNKISCHE KIRCHHOFSBURG ZU KRAFTSHOF BEI NÜRNBERG

VON DIPL.-GARTENBAUINSPEKTOR L. ERMANN, FRANKFURT (MAIN)

Unter den endlosen Bruderkriegen des Mittelalters hatten besonders die Bauern auf dem flachen Lande zu leiden. Sie waren der Willkür herumziehender Kriegshorden und Marodeuren schutzlos preisgegeben. Notgedrungen griff die Landbevölkerung zur Selbsthilfe, befestigte unter anderem manchmal auch die Friedhöfe und suchte bei Gefahr hinter den errichteten Mauern und Wällen Schutz.

Im Jahre 1315 erhielt Kraftshof eine Kirche mit dem dazu gehörenden Kirchhof. Die zunehmende Unsicherheit und der ungenügende Schutz waren Anlaß, den Kirchhof 1505—1510 zur heute noch bestehenden Kirchhofsburg auszubauen.

Ein gedeckter Wehrgang mit schlitzförmigen Schießscharten und fünf trutzigen, runden Ecktürmen umschließt Kirche und Kirchhof. Während des Dreißigjährigen Krieges war auch Kraftshof furchtbaren Drangsalen ausgesetzt, und oft wurde das Dorf in Asche gelegt.

Dem unbeugsamen Willen jener fränkischen Bauern, die treu zu Blut und Boden hielten, ist es zu verdanken, daß die wehrhafte Kirchhofsburg unserer Zeit erhalten blieb. Eine Eigentümlichkeit der von mächtigen Wehrmauern umschlossenen Begräbnisstätte sind die liegenden Grabplatten, deren einheitliche Formen sich zu einer harmonischen Gesamtwirkung zusammenfinden und eindrucksvoll mit der vertikal betonten Architektur kontrastieren. Das nebenstehende Bild führt vor Augen, daß die liegende Platte den Eingang des Toten in

das Reich der ewigen Ruhe besser wie irgend ein anderes Grabzeichen symbolisch zum Ausdruck bringt, und daß daher eine Masse von liegenden Platten den nachhaltigsten Eindruck vermittelt. Das Bild läßt aber auch keinen Zweifel daran, daß das horizontal betonte Gräberfeld die Vertikale als Kontrast unbedingt notwendig hat, eine Notwendigkeit, der auch auf einem großen Friedhof durch die hohe Umpflanzung Rechnung getragen werden kann.

Erstaunlich an den Bildern der Kirchhofsburg zu Kraftshof ist aber auch noch jener Kontrast, der zwischen Außenansicht (Bild 1) und Innenansicht (Bild 2)

besteht. Wie wehrhaft und düster das Äußere des interessanten Baudenkmals, und wie friedlich und heiter sein Inneres. Niemand wird auf der Rückseite der formschönen Architektur (Bild 2) die zweckmäßige Form eines Verteidigungsturmes vermuten. Schöner wurde selten ein „Hof des Friedens“ gestaltet, geschickter bestimmt nicht; denn im Rahmen so enger, im Grunde sich widersprechender Bauten läßt sich die gestellte Aufgabe einfach nicht lösen. Wir können sehr viel lernen von diesem Bild, nicht am wenigsten auch der Gärtner. Hier ist keine gärtnerische Geschäftigkeit, die mit Ueberladung der Gräber aufwartet. Rasen, Efeu. Immergrün und ein bescheidener Blumenschmuck deckt sie alle, die einst ihr Leben hinter diesen Mauern verteidigten und sich damit auch in ihrem Schutzbereich ihren letzten Ruheplatz verdienten.



Bild 2. Liegende Grabmale in der Kirchhofsburg zu Kraftshof. Die efeuumrankten uralten Grabplatten liegen in west-östlicher Richtung

DER NORDISCHE FRIEDHOF

VON REGIERUNGSBAURAT GOTTLIEB SCHWEMMER, NÜRNBERG

Der Sinn der nachstehenden Ausführungen liegt nicht darin, eine alle Einzelheiten festlegende Vorschriftenordnung für die deutsche Friedhofsgestaltung zu geben, sondern lediglich die Grenzen zu ziehen, innerhalb deren den Einzelheiten eine gewisse Bewegungsfreiheit zugestanden werden kann, damit die sittlich-religiöse Bestimmung des Friedhofs und das ihr angemessene schönheitliche Bild nicht beeinträchtigt werden.

Der Sinn des Friedhofs ist es aber, sowohl die tröstende, als auch die mahnende Stimme des Todes zu Wort kommen zu lassen. Damit das möglich ist, damit das ernste und leise Wort des Todes nicht durch lärmende und oberflächliche Phrasen übertönt wird, ist es notwendig, daß zwei Hauptgesichtspunkte beachtet werden, die sich aus dem Wesen des Friedhofs ergeben: die sichtbare Welt des Friedhofs soll der sittlichen Welt des Religiösen nicht widersprechen, das Aesthetische soll das Ethische nicht überwuchern, sondern soll ihm dienen.

Was zunächst das Aesthetische und im besonderen die Natur angeht, so soll sie eine landschaftstreue Gesamthaltung behaupten. Der Deutsche, wie der Nordländer überhaupt, hat eine Vorliebe für alles Halbhelle und Dämmernde, für alles was Ferne, Sehnsucht, Erinnerung enthält, was vieldeutig und phantasieanregend ihn umgibt. Die Sphäre des Gefühls bedarf deshalb der feierlichen Welt der Hallen und Wälder. Aus diesem Grunde hat man auch einst die Toten in Hainen und in dämmerigen Kirchen bestattet. Man wollte alles Laute und Aufdringliche aus der Nähe der Toten entfernen, auch für das Auge sollte alles still sein, nicht allein für das Ohr. Die nordische Natur ist es aber, die wir deshalb lieben, weil ihre halblaute und sensationslose Art, ihr durchschnittlicher Mangel an grellen Effekten einem solchen Bedürfnis Genüge leistet. Es ist klar, daß der Friedhof auch in dieser Richtung ein Hof des Friedens sein muß und daß seine ästhetische Erscheinung alles zu vermeiden hat, was aufdringlich wirkt; aber gerade das vermag ja, wie gesagt, die Natur des Nordens am allerbesten.

Ohne Baumgruppen ist darum der nordische Friedhof unvollständig. Er soll im Ganzen einen parkartigen Eindruck machen, da und dort, wie es das Gelände motiviert, kann auch der Strauch Verwendung finden, keineswegs jedoch geschnittene Hecken.

Einer solchen Grüngestaltung im Friedhof, ihrem freien Rhythmus, ihrer versöhnenden und beruhigenden Natürlichkeit wird eindringlich die Prägnanz und Substantialität des Wortes gegenüberzutreten. Denn wie die parkartige Natürlichkeit die Grenzen des Friedhofes erweitert und auflösend wirkt, so sammelt und verdichtet das Wort die Gedanken und Sinne des

Menschen; ja noch mehr, es fordert, die Sphäre des Aesthetischen weit hinter sich lassend, zur Entscheidung heraus. Es braucht keine Stimmung mehr, wenn der Ernst des Todesgedankens an den Menschen herantritt. Dieser Ernst ist aber konkret enthalten und wirksam im Wort, in der Schrift, der Rune, dem Ornament, dem Mal. Die Kunst des Nordens war schon immer die ornamentale, schreibende, runenhafte; als der geistige Niederschlag des Heldenhaften, das durch den Plastiker gar nicht besser als durch das Wort, die Schrift und das Ornament interpretiert werden kann.

Ornament, Rune und Schrift, alle drei aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen, nämlich der Tendenz des Zeichengebens, Gedankenaussprechens, waren zu allen Zeiten die Ausdrucksformen des Nordens. Auch in der monumentalen Form der Dolmen, Menhire und sonstiger vorgeschichtlicher Kulturdenkmäler ist es das ungegenständliche Mal und Zeichen, das dem Bildwerk widerstrebt, dagegen als Träger des Ornaments und der Schrift seinen Sinn vollenden kann. Wer ein Beispiel sucht, braucht nur an unsere Kriegerdenkmäler zu denken: sehr viele dieser plastischen Denkmäler sind schlecht, nicht nur, weil sie nicht „gekonnt“ sind, sondern weil wir aus dem Bildwerk eine Verflachung des Gedanklichen herausfühlen. Umgekehrt ist das Mal, das symbolische Zeichen oder die Inschrift geeignet, ernst und streng einen großen Gedanken wenigstens zu erwecken, in vielen Fällen sogar unmittelbar lebendig zu machen. Es bedarf daher keiner besonderen Erklärungen, daß im Friedhof das Mal erst recht dem Bildwerk seinen Rang streitig zu machen berechtigt ist. Nicht nur, weil eine Anhäufung plastischer „Kunstwerke“ auch im günstigsten Fall nicht so gut wirkt wie eine Sammlung von Schrifttafeln, sondern auch darum, weil das Bildwerk im Vergleich zur Schrifttafel laut und aufdringlich wirkt und wirken muß, denn es möchte in seiner (grundsätzlich) schönen Pose beachtet werden, es wendet sich an die Sensibilität des Betrachters, während das Wort im Gegensatz dazu Sammlung voraussetzt und als eine natürliche Folge fordert. Ich möchte sagen, im Friedhof hat das Wort eine seiner immer seltener werdenden Gelegenheiten, eine echte und ursprüngliche Aufgabe der Verinnerlichung zu erfüllen. Die Sammlung wiederum ist nur in der Stille möglich. Das Wort, das Mal wirkt diskret und still, so wie es der Nordländer in dem Abgeklärten seiner Welt will, in der er der inneren Stimme lauscht und die schöne, leere, theatralische Pose des Südens ablehnt.

Die Erneuerung unserer Friedhofskultur ist von elementarer Wichtigkeit deshalb, weil hier ein Bekennt-

nis zum Norden abgelegt werden kann, das an sich von großer Bedeutung ist und da es auch den Oberflächlichen noch etwas zu sagen hat. Diese Absicht wird freilich nicht erfüllt, wenn man lediglich formalästhetisch korrekt und mit pedantischer Trockenheit eine Tafel neben die andere setzt, gleichsam militärisch geordnet und das Ganze mit einer ebenso korrekten Hecke einfaßt: ein Bild der Oede, ein Produkt unserer technischen Welt, in der Korrektheit und Zuverlässigkeit die ersten Tugenden sind. Gegenüber eines solchen auf die Spitze getriebenen Schemas sind die alten Zentralfriedhöfe um 1900 vielfach immer noch würdigere Stätten des Todes, darüber sollte man sich klar sein.

Worauf ist nun aber bei der Anlage eines nordischen Friedhofs zu achten? Man sollte eine baumreiche Situation wählen. Fehlt eine solche, so wäre der Platz lange vor der Belegung mit Bäumen und Sträuchern zu bepflanzen. Man könnte dann trotzdem die übliche und zweckmäßige schematische Aufteilung mit Wegen usw. vornehmen, die aber in einen sinnvollen Wettbewerb mit der Situation zu treten hätte, der darin besteht, daß er nicht architektonisch ist. Es sollen also keine Räume mit strengen festen Grenzen geschaffen werden. Also ein einigermaßen schematisches Wegnetz, modifiziert und unterbrochen durch die Natur und etwaige besondere Denkmäler. Das eifrige Pflanzen von geschnittenen Hecken, das so oft als Heilmittel angepriesen wird, ist der größte Störenfried. Dagegen würden natürlich wachsende Sträucher, denen zuliebe man da und dort Grabfelder auslassen kann, oder die man auf verfallenen Gräbern in manchen Fällen pflanzen könnte, eine natürliche Gruppierung ergeben. Das ist nun deshalb wichtig, weil der Anschluß der Bestattung an die Natur — nicht an eine etwas bürokratische Gartenkunst — zum Wesen des nordischen Friedhofs überhaupt gehört. Der durch die Natur (nicht die Kunst) versöhnlich geardete Prozeß des Vergehens, die Romantik des Sichauflösens soll sich bemerkbar machen; die nordische Welt findet dann ihren Ausgleich im Wort, im Geist und in der Schrift.

Man sieht, diese Zeilen sind von einer gewissen kunstfeindlichen Anschauung diktiert, allerdings Kunst in einem mediterranen Sinn verstanden. Sie sind es aber nicht in der Wirklichkeit des Geschehens. Denn gerade der Friedhof, um den es mir hier zu tun ist, ist der dem nordischen Kunsthandwerk angemessene, er will das, was wir können, er stellt — in seinem Bereich — das wieder her, was anderswo viel schwieriger ist, das Gleichgewicht zwischen Sollen und Können. Wir sollen weder ungeschickte noch pompöse Figuren, noch öde Schemaplatten, lediglich mit Namen und Daten auf unsere Friedhöfe bringen, sondern Schrifttafeln, die den ganzen ornamentalen und wortinhalt-

lichen Erfindungsreichtum, zugleich aber auch den Geschmack enthalten, auf den sich der Norden einst so gut verstand. Die Möglichkeiten sind unendlich zahlreich, wie sich durch Wiedergaben alter Grabmalerei leicht beweisen läßt. Die heute so schwer aufzufindbaren Voraussetzungen zur handwerklichen Meisterschaft müssen wieder geschaffen werden. Und diese Meisterschaft entsteht, wo nichts Neues erfunden wird und werden darf, wo also die Phantasie gezügelt und angewiesen ist, sich in der Beschränkung zu zeigen, um vom Gesetz ihre Freiheit zu erhalten. Solange freilich die Auftraggeber davon nichts hören wollen, muß der Gesetzgeber sich zu behaupten wissen und seiner höheren Einsicht, d. h. seinen Anordnungen Nachdruck verleihen.

Wenn nunmehr hier noch kurz von der Kunst des Grabdenkmals gesprochen werden soll, so wird ja durch die Ablehnung des Plastisch-Architektonischen nicht das Künstlerische an sich verurteilt. Nur ist die nordische Form aber das Graphische schlechthin, schreibend wie zeichnend. Eine tausendjährige deutsche Grabmalerei liefert Vorbilder aller Art und ist ein Beweis dafür, was die handwerklich-künstlerische Arbeit des Nordens vermag, wie der tiefe Sinn und die Pietät des Wortes wetteifert mit der Schönheit der Schrift, wie der gedankliche Reichtum der Zeichnung und des Ornaments der meisterhaften Form nicht Abbruch tut. Immer wird es der graphische, d. h. der intime Maßstab sein, der hier zu gelten hat. Daß zwar plastisch-architektonische Denkmäler als besondere Leistungen an besonderen Plätzen vorkommen können, versteht sich von selbst. In ihnen muß aber, wie in der graphischen Durchbildung der Schriftplatte die Meisterschaft des Künstlers zu verspüren sein, nicht das Bankkonto des Auftraggebers. Mit anderen Worten: daß Reichtum in kultureller Hinsicht verpflichtet, müssen wir erst wieder lernen.

Wir reden heute soviel von der Wiedererweckung des Handwerks.

Wer sich seine Gedanken darüber macht, wie das unter den heutigen Umständen möglich ist, um zu einer kräftigen und dauernden Umbildung der heutigen Zustände zu kommen, der wird finden, daß das Handwerk nur da wieder lebendig werden kann, wo es seine natürlichen Existenzbedingungen noch einigermaßen vorfindet, wo das Werk der Hand noch möglich ist, weil Geist und Gefühl durch die Maschine keine Genüge getan wird, sondern nur durch „die sinnbegabten feinen Hämmer“ eines Handwerkskünstlers.

Alle diese Dinge, die eine Friedhofskultur ausmachen, liegen mir deshalb so am Herzen, weil sie im Zusammenklang immer noch so selten und doch so notwendig sind.

EIN DORFFRIEDHOF

Adolf Schmitthenner beschrieb in seinem Roman „Das deutsche Herz“ in ergreifender Weise die Geschichte des Rittergeschlechtes von Hirschhorn im Neckartal (13. — 17. Jahrhundert). Eine wichtige Rolle spielt dabei der Ersheimer Friedhof mit seinem Kirchlein, das eines unserer ältesten gotischen Bauwerke in Deutschland ist.



Bild 1

Obenstehend sehen wir ein Bild vom Ersheimer Friedhof, das wir ohne weitere Erklärung einfach als schön bezeichnen müssen. Wie ein Märchenland mutet es an, mit 1000 Geheimnissen, die die vielen Jahrhunderte hier für ewig begruben. Ein wunderbares Verhältnis von Baum und Strauch zu Grabmal und Kirche. Nichts fällt hier aus dem Rahmen.



Bild 2

Und doch blieb auch dieser Friedhof nicht ganz von der Barbarei des letzten Jahrhunderts verschont. Wie schön wäre dieses Bild, wenn nicht der stillfremde und charakterlose Steinklotz so brutal mitten drin stehen würde?! Es sind gewiß keine großen Geister, die sich an diesem Stein verdient gemacht haben.



Bild 3

Und es ist bezeichnend, daß General von Oven, der im Dezember 1935 in diesem Friedhof bestattet wurde, sich mit einer einfachen liegenden Platte zufriedengab.



Bild 4

Das ist das moderne Erweiterungsfeld dieses Friedhofes, ein klassisches Dokument des liberalistischen Zeitalters: zwei Grabfelder und zwei Klassen. Daß Ständesdünkel niemals seine Blöðheit verbergen kann, ist an diesem Bild deutlich zu ersehen. Im Sinne von Friedhofskultur ist das Gräberfeld der niedrigeren Klasse, mit den einfachen Kreuzen, hundertmal wertvoller als das der sogenannten „besseren Schicht“.

Trotz der angeführten Mängel ist dieser Friedhof ein Kleinod des Neckartals, und wer jemals in die Nähe von Hirschhorn kommt, sollte es auch nicht versäumen, diesen Friedhof zu besuchen.

Josef Pertl

GEGENSEITIGE RÜCKSICHTNAHME ALS GRUNDLAGE NEUER FRIEDHOFGESTALTUNG VON STADTGARTENDIREKTOR JOSEF PERTL

Wie ich schon im Augustheft 1935 über dieses Thema schrieb, gibt es kaum ein Kulturgebiet, auf dem die hervorstechenden Eigenschaften des vergangenen Zeitalters wie Separatismus, Individualismus, Liberalismus und Klassenkampf und gegenseitige Rücksichtslosigkeit einen so bleibenden Niederschlag gefunden haben wie auf dem Gebiet des Friedhofswesens. Daß unsere derzeitigen Friedhöfe in ihrem Wesen nichts mit deutscher Kultur zu tun haben, ist nicht nur in Fachkreisen, sondern nahezu im ganzen Volk unbestritten. Trotzdem ist man sich über das, was man eigentlich will, in den breiten Schichten des Volkes und nicht einmal in Fachkreisen ganz einig. Es geht hier auf einem Teilgebiet der Kulturpolitik im kleinen wie es mit der Gesamtpolitik im großen gegangen ist. Das politische System der Nachkriegszeit hat auch nur den allerwenigsten Volksgenossen gefallen, sie haben auch darüber diskutiert und kritisiert, wie es besser werden könnte, sind aber bei ihren Diskussionen von falschen Gesichtspunkten ausgegangen. Die Weisheit ihrer Reden drehte sich entweder überhaupt nur um das eigene Ich, d. h. um das Problem: „Wie müßten die Menschen sein, damit ich selbst ein beschaulicheres Dasein führen kann“ oder, wenn es gut ging, um Gruppen von wirtschaftlich oder konfessionell Gleichinteressierten oder um Gruppen von politischen Stümpern. Obwohl längst ein Mann vorhanden war, der klar wie Kristall seine neue Lehre von der Volksgemeinschaft unermüdlich verkündete, wollte die große Masse diese Lehre zunächst einfach nicht annehmen, weil dabei zuviel persönliche Opfer verlangt wurden, weil hier die Frage maßgebend war: „Wie muß ich selber sein, damit das ganze Volk leben kann“. Trotzdem wird es heute nach knapp vierjährigem Bestehen des Dritten Reiches kaum einen anständigen Deutschen geben, der angesichts der gigantischen Größe des neuen Aufbauwerkes nicht tief ergriffen ist und gern die persönlichen Opfer bringt, die von ihm verlangt werden müssen. Jeder gibt gern sein Teil, weil er ihn als Baustein in unserem herrlichen Reich verwendet weiß. Es ist aber auch erfreulich, feststellen zu können, wie die Menschen in Deutschland selbst großzügiger, freundlicher und rücksichtsvoller gegeneinander geworden sind. Ueberall im öffentlichen Verkehr ist das zu beobachten. Gegenseitige Rücksichtnahme im Interesse der großen Volksgemeinschaft ist das prägnanteste Kennzeichen des Nationalsozialismus. Der Wille zur rücksichtslosen Vernichtung aller Feinde und Verräter dieser Volksgemeinschaft ist zwar nicht weniger wichtig, entspringt aber erst aus dem Willen zur Volksgemeinschaft. In dem Maße als die gegenseitige Rücksichtnahme beachtet wird, ist der Nationalsozialismus verwirklicht, und in dem Maße wird es auch

dem ganzen Volke wohlergehen, d. h. dem deutschen Volke kann es sogar noch viel besser gehen, wie es bereits schon der Fall ist, wenn es das Prinzip der gegenseitigen Rücksichtnahme noch mehr als bisher, und zwar auf allen Gebieten des Lebens, befolgt. Auf den Friedhöfen herrscht vorläufig noch immer nicht das Prinzip der gegenseitigen Rücksichtnahme, sondern das Prinzip der gegenseitigen Rückansichten und der gegenseitigen Rücksichtslosigkeiten. Der Nationalsozialismus würde sich, wie Siegfried in der Sage, eine verwundbare Stelle offenlassen, wenn er nicht auch das Friedhofswesen nach seinem Gesetz gestalten würde. Zugegebenermaßen hat es hier vielleicht am längsten Zeit, denn gerade kulturelle Probleme müssen wachsen, und nirgends ist der Faktor Zeit von so großer Bedeutung wie in der Entwicklung von Kulturen. Das kann aber nicht heißen, daß dieses Problem nicht dringlich sei. Wir fangen auf alle Fälle an und wollen uns zunächst die Frage vorlegen: Wo ist der Hebel anzusetzen? Die Antwort lautet natürlich: In der Grabmalpflege. Ich sage ausdrücklich Grabmalpflege und nicht Denkmalpflege. Diese zwei Begriffe werden viel zu wenig auseinandergehalten. Denkmäler sind weder an das örtliche Grab noch an eine besondere Gestaltung gebunden. Denkmäler werden den Großen unseres Volkes oder den gefallenen Helden errichtet, an einem Ort, wo sie entweder allein in der Natur oder in harmonischer Verbindung mit irgendeiner Architektur zur Geltung kommen. Das Grabmal aber ist an das Grab und das Grab wiederum an ein ganzes Graberfeld gebunden und muß sich also in diesen Rahmen fügen. Die Leser der „Gartenkunst“ wissen ja, daß ich für mittlere und große Stadtfriedhöfe als einzig geeignetes Grabmal die liegende Platte fordere. Nicht, weil das aufrechte Grabmal keine künstlerischen Möglichkeiten bieten würde, sondern aus einem anderen Grunde. Wenn man zehn aufrechte Grabmäler nimmt, von denen jedes ein in sich abgeschlossenes, hochwertiges Kunstwerk mit persönlicher Note darstellt, und ordnet diese zehn Grabmäler nebeneinander, dann gibt das trotzdem ein babylonisches Durcheinander. Das Durcheinander wird um so größer, je individueller diese einzelnen Grabmale gestaltet sind und je mehr man davon nebeneinander stellt. Bei den liegenden Platten ist das umgekehrt. Je mehr man von ihnen nebeneinander legt, desto größer wird die Gesamtwirkung, und darauf kommt es ja gerade an. Es könnte da jemand einwenden: „Jetzt ist es so lange gegangen, warum sollte es nicht auch weiterhin so gehen. Schauen wir doch einmal die alten Dorffriedhöfe an, die mit ihren aufrechten Grabmälern so schön

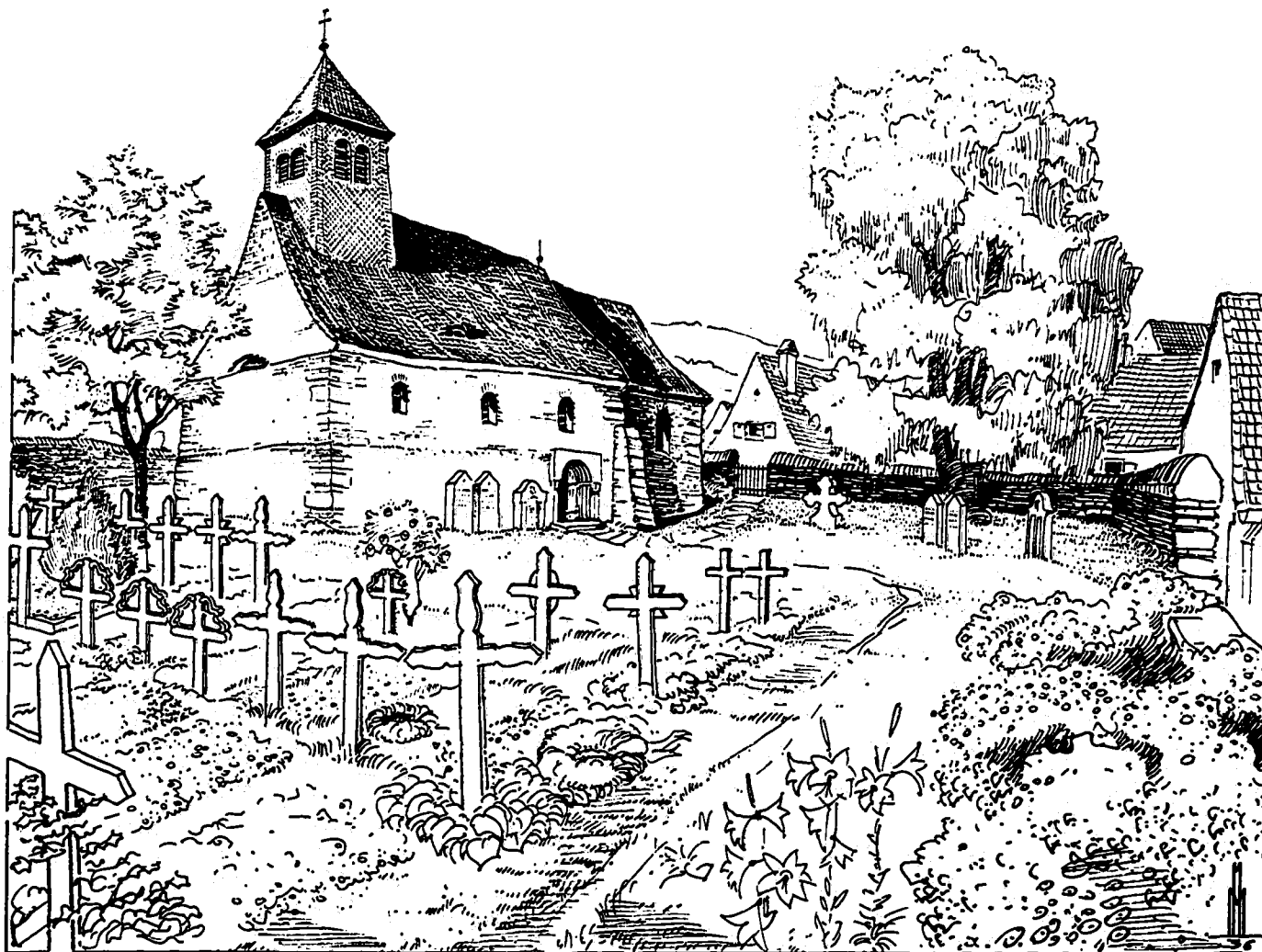


Bild 1

Friedhof in Höningen.

Einst die Begräbnisstätte des im späten Mittelalter bis auf die Kapelle niedergebrannten Klosters zu Höningen. Nach der Zerstörung bezogen dann einige Familien den Ort und setzten unter Benutzung des noch intakten Mauerwerks ihre Häuser zwischen die Ruinen. Ueber die paar Familien wuchs Höningens Bevölkerung nie hinaus, dazu sind die Ernährungsmöglichkeiten zu gering. Die Armut der Bevölkerung brachte es so mit sich, daß auf diesem Friedhof keine „städtischen Errungenschaften“

Einkehr hielten. Einst wurden zwar steinerne Grabzeichen gesetzt, insbesondere denen von der nahen Leiningen Grafenburg. Der Bevölkerung von heute langt es aber nur noch zu einem schlichten Holzkreuz.

Auf diese Weise behält dieser Dorffriedhof seine charakteristische, durchaus einheitliche Gesamtwirkung.



Bild 2

Man kann es zwar nicht bestreiten, daß der Friedhofsgestalter bei diesem Grabfeld im Rahmen des zur Zeit möglichen Vorbildliches geleistet hat. Trotzdem müssen wir feststellen: es ist nur ein separatistischer Teilausschnitt des Friedhofs, der durch Hecken gebildet wird. Die Hecken sind in diesem Falle notwendig, um den aufrechten Grabmalen einen ruhigen Hintergrund zu verleihen. Also immer wieder die alte Geschichte. Ohne Hecken ist eine gute Verwendung von aufrechten Grabmalen nicht möglich. Hecken müssen aber im zukünftigen Friedhof grundsätzlich verschwinden, weilsienicht verbinden, sondern trennen.



Bild 3

Engesohder Friedhof, Hannover, Urnenhain

Auf diesem Bild sehen wir ein Friedhofsabteil aus Hannover mit liegenden Platten. Obwohl es sich dabei um einen Urnenhain mit verhältnismäßig kleinen Grabstellen handelt, sieht man hier, wie ruhig die Wirkung der Gesamtheit ist. Niemand kann daran zweifeln, daß ein Gräberfeld von solch künstlerischer Behandlung auch bei einer Größe von vielen Hektars nicht langweilig werden kann. Die geschmackvolle, lockere Zwischenpflanzung ist es, die den Totenhaincharakter gewährleistet und nicht die streng geschnittene Hecke.

wirken“. Sage ich: Richtig, unter den alten Dorffriedhöfen kann man oft wunderbare Zeugen alter Kultur vorfinden. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß Dorffriedhof und Stadtfriedhof zwei grundverschiedene Maßstäbe haben. Im Dorf ist manches richtig und deshalb schön, was in der Stadt nicht mehr angeht. Wer in die Stadt zieht, um dort zu arbeiten und zu wohnen, muß sich damit abfinden, daß er sich damit einem anderen Lebensrhythmus unterwirft, und daß ländliche Idylle und Romantik für ihn der Vergangenheit angehören. Was die Stadt vom Lande in kultureller Hinsicht vorteilhaft unterscheiden soll, ist die Großlinigkeit, mit der alle Fragen des Lebens aufgenommen und behandelt werden. Wer nicht aus Bequemlichkeit und Genußsucht in die Stadt zieht, sondern nur um mehr leisten zu können, der ist an sich schon eine großlinige Natur, und der wird sich auch in seiner Stellungnahme zur großstädtischen Friedhofskultur nicht als kleinbürgerlicher Spießer erweisen. Also, unsere Stadtfriedhöfe haben einen andern Maßstab als die Dorffriedhöfe, wo im Jahr nur einige Bestattungen vorkommen. Beim

Dorffriedhof gehört das Gräberfeld zur Kirche und Friedhofsmauer, Grabmal und Kirche geben eine künstlerische Einheit. Im Dorffriedhof verhält sich Kirche und Grabmal wie der Kölner Dom zu den kleinen, ihn umgebenden Wohnhäusern, und mit der Friedhofsmauer sieht das Bild nicht selten so aus, als ob die Kapelle wie mit Armen ihre Schützlinge umschließen wollte. (Siehe Bild 1.) Beim Stadtfriedhof dagegen ist das unendliche Gräberfeld die Hauptsache und die Friedhofskapelle nur von untergeordneter Bedeutung. Eines aber ist für den Dorffriedhof und den Stadtfriedhof gleich erforderlich, nämlich die große, einheitliche Gesamtwirkung. Daß im Stadtfriedhof eine große Gesamtwirkung nur durch liegende Platten erreicht werden kann, wird niemand bestreiten können. Wer kann mir ein Gräberfeld mit aufrechten Grabplatten von der Größe eines Hektars zeigen, das im ganzen gesehen als schön bezeichnet werden kann?! Beim Friedhof, als Ganzes gesehen, ist die künstlerische Einheit die Hauptsache und die künstlerische Einzelheit die Nebensache. Beim Einzelgrab ist in

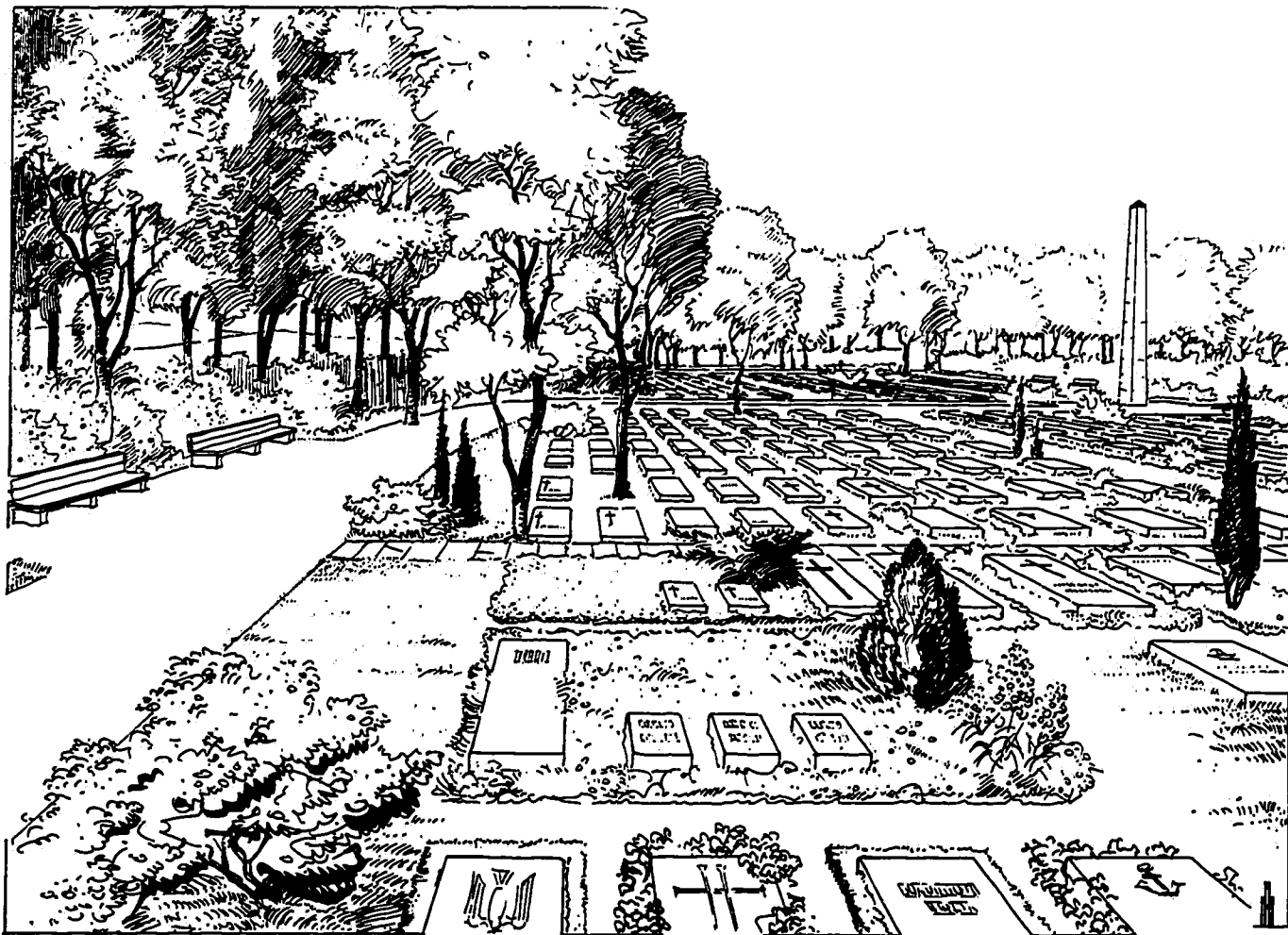


Bild 4

In diesem Bild, das Michael Mappes gezeichnet hat, ist zu ersehen, wie ein einmal als richtig befundenes Prinzip bei jeder Grundrißvoraussetzung abgewandelt werden kann, ohne daß dabei das Prinzip selbst Schaden leidet. Auf diesem Bild ist auch ersichtlich, wie hier die Möglichkeit gegeben ist, Familiengräber anzulegen. Unsere Absicht ist nicht, Familiengräber und Erbgräber auszuschalten, sondern alle diese Grabarten taktvoll und in gegenseitiger Rücksicht zusammenzubringen. Mehrstellige Familiengräber, ja sogar Sippengräber sind uns im Interesse einer abwechslungsreichen Bepflanzung und Bildwirkung geradezu erwünscht.

erster Linie die Todesanzeige und erst in zweiter Linie das Kunstwerk erforderlich. Zur Hauptsache, also zur Todesanzeige, ist aber weder ein Mausoleum noch ein abgebrochener Baumstumpf, weder ein Mosaik von Klamotten, noch eine geborstene Säule notwendig. Im Gegenteil, die einfache Grabplatte ist hier das allein Zweckentsprechende und daher auch jenes Objekt, das die meisten sinnentsprechenden künstlerischen Möglichkeiten bietet. Familienwappen, Handwerkerwappen und sonstige Reliefs können jeder Grabplatte eine persönliche Note geben, ohne daß das auf Kosten der Gesamtwirkung ginge. Hier kann der Steinmetz zeigen,

ob er Steinkünstler oder nur Steinhändler ist. Es ist bezeichnend, daß die wirklichen Steinkünstler das größte Verständnis für die Einführung der liegenden Grabplatte zeigen. Das Volk und die wahren Künstler haben noch immer zusammengefunden, auch wenn einmal ein paar Profitjuden dazwischenfuhren.

In letzter Zeit wurden Stimmen laut, daß der Friedhof von der Sippe her erneuert werden müsse. Daraus geht hervor, wie oft die stärkste Parole falsch oder ungenügend verstanden wird. Es genügt nicht, daß man alle nationalsozialistischen Lehrsätze auswendig lernt, man muß sie inwendig aufnehmen und sich zu eigen machen, damit man hernach nicht mit Kanonen auf Spatzen schießt. Ganz abgesehen davon, daß auch im Friedhof

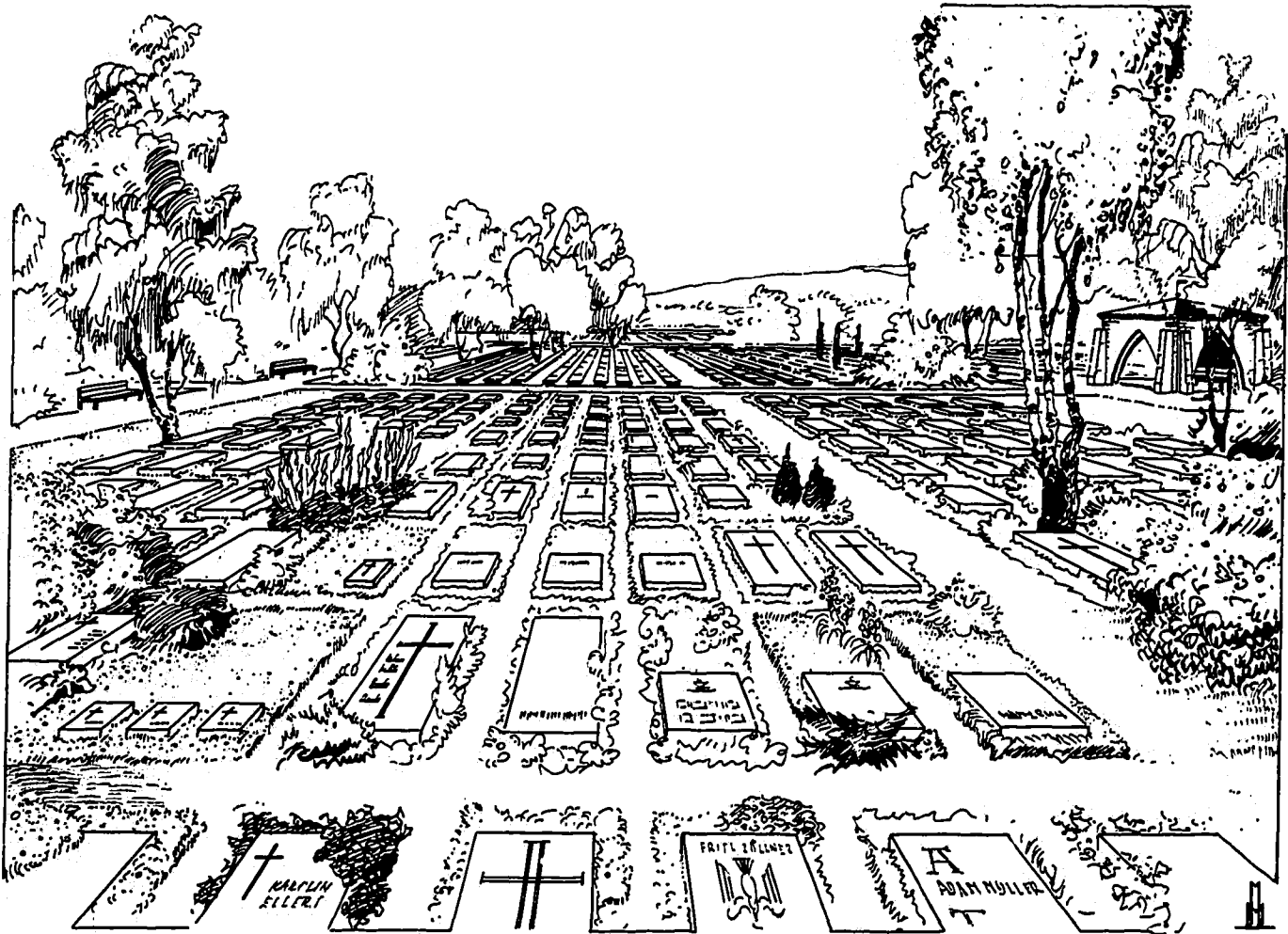


Bild 5

Im Bild 5 sehen wir, wie auch einmal eine Architektur bzw. wie auf Bild 4 ein Gesamtdenkmal geschmackvoll eingeordnet werden kann. Man gewöhne sich die Gedankengänge ab, daß es doch langweilig sei, immer nur Platten und nichts als Platten zu sehen. Warum will man denn von einem Grabmal was anderes erwarten, als das, was seinem Zweck entspricht. Alle Abweichung vom naturgegebenen Zweck muß letzten Endes zur Unnatur und Unkultur führen. Unsere derzeitigen Friedhöfe führen in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache.

der Zukunft das Familiengrab nicht nur geduldet, sondern sogar gefördert wird, kranken unsere Friedhöfe doch nicht daran, daß sie keine Familiengräber haben! Jeder, der nur will, kann sich doch eine Familienstätte in jedem Friedhof erwerben. Wir haben doch Grabquartiere, wo überhaupt nur Familiengräber zugelassen sind und trotzdem ist der Anblick oft ein beschämender. Also muß es doch an etwas anderem liegen. Es kommt eben nicht darauf an, wer nebeneinander begraben liegt, sondern wie sie nebeneinander bestattet liegen. Deswegen, weil sieben Familienglieder nebeneinander liegen, brauchen sie doch noch lange nicht mit einem schwarzpolierten Lautsprecher die ganze Gegend vollzuschreien. Andere liegen auch noch da, die ruhen wollen, weil sie ein Leben lang gearbeitet haben für ihr Volk und Vaterland. Persönliches Geltungsbedürfnis steht durchaus nicht immer im gleichen

Verhältnis zum persönlichen Leistungsbedürfnis, meistens sogar im umgekehrten Verhältnis dazu.

Gegenseitige Rücksichtnahme aber ist das Zauberwort, das unserem Volk die Kraft zum Leben und den inneren Frieden sichert. So lange dieser Geist unser Volk beseelt, kann uns keine Macht der Welt besiegen. Deshalb wollen wir mit Rücksichtslosigkeit gegen die Rücksichtslosen kämpfen, überall, wo wir zuständig sind, also auch im Friedhofswesen. Wir wollen dafür sorgen, daß der Geist der wirtschaftlichen Rücksichtslosigkeit auf dem Friedhof mit Stumpf und Stiel ausgerottet wird. Das deutsche Volk soll auch in seinen Friedhöfen seine hohe kulturelle Sendung erweisen:

durch gegenseitige Rücksichtnahme.

DIE ZU ERWARTENDE FRIEDHOFSORDNUNG

Es ist ein typisches Zeichen für die Gärung in der Friedhofskultur, daß alle, auch die gegensätzlich interessierten Kreise, gleichzeitig nach einer neuen Friedhofsordnung schreien. In den nächsten Wochen wird die Reichskammer der bildenden Künste eine solche herausgeben. Ohne auf den Inhalt derselben einzugehen, muß ich im Rahmen vorliegender Friedhofsnummer doch heute schon kurz dazu Stellung nehmen. Die neue Friedhofsordnung kann infolge des ungünstigen Zeitpunktes, in dem sie erscheint, nur eine Uebergangsform darstellen. Sie sieht ihre Hauptaufgabe weniger in der Aufzeigung einer neuen, künstlerischen Richtung, als in dem Bestreben, den Künstler im Bildhauergewerbe und den Friedhofsbeamten im Kampf gegen Unkultur und Kitsch auf dem Friedhof zu unterstützen. Die Verfasser sind sich darüber im klaren, daß einer Friedhofsordnung niemals eine kunstschöpferische, sondern stets nur eine kunstverteidigende Aufgabe zufallen kann. Sie kann aber immer nur eine solche Kunstrichtung verteidigen, die bereits sichtbare Formen angenommen hat, also immer nur das, was die Friedhofskunst bis zum Augenblick an guten Leistungen hervorgebracht hat. Da in der Friedhofskultur rein nationalsozialistische Merkmale erst im Begriff der Entstehung sind, kann die Friedhofsordnung heute auch noch nicht dazu Stellung nehmen. Man darf also von ihr nicht erwarten, daß sie zu den Grundsätzen Stellung nimmt, die ich in der „Gartenkunst“ und in der „Gemeindebeamten-Zeitung“ bereits wiederholt aufgestellt habe. Sie wird das erst tun können, wenn ein praktisches Beispiel fertig vorliegt, das in Berlin zwar im Entstehen begriffen, aber erst in ein paar Jahren so weit gediehen sein wird, daß es als Beispiel aufgezeigt werden kann. Das soll nun nicht heißen, daß die Berufskameraden die Hände in den Schoß legen und mit dem Kampf für eine neue Richtung abwarten sollen bis es keinen Kampf mehr bedeutet und es einmal als selbstverständlich erscheint, in nationalsozialistischer Friedhofskultur zu machen. Im Gegenteil, sie sollen alle jetzt schon mithelfen und Mitkämpfer dafür sein, daß recht bald eine wirklich nationalsozialistische Friedhofsordnung als Ausdruck einer allgemeinen Auffassung des gesamten Volkes erscheinen kann.

Die Friedhofsordnung muß sich aber nicht nur mit Friedhofskunst, sondern auch mit dem Friedhofsrecht

befassen. Da aber, wie Oberbürgermeister Dr. Brunner, Pirna, bei der Tagung am 24. August in Dresden trefflich ausführte, auch das Friedhofsrecht in Deutschland noch nicht einheitlich und daher auch noch nicht nationalsozialistisch geregelt ist, kann die neue Friedhofsordnung auch in dieser Hinsicht nur eine Uebergangsform bedeuten. Unsere Schlußfolgerung lautet also: erst wenn wir uns ein nationalsozialistisches Friedhofsrecht erkämpft und eine nationalsozialistische Friedhofskunst erarbeitet haben, ist die Zeit für eine nationalsozialistische Friedhofsordnung gekommen. Dabei möchte ich ein für allemal klarstellen, daß ich nationalsozialistische Kunst nicht im Sinne einer nationalsozialistischen Stilform im Vergleich zur Gotik oder Klassik oder Romanik meine, sondern jene Haltung in der Kunst, die dem Nationalsozialismus entspricht. Die Tagung der deutschen Gartenbau- und Friedhofsbeamten in Dresden am 24. August, auf der Oberbürgermeister Dr. Brunner über das Recht am Friedhof sprach, hat uns allen, die wir daran teilnahmen, die frohe Erkenntnis gebracht, daß auch zum Kampf um ein nationalsozialistisches Friedhofsrecht bereits angetreten ist und in Pg. Dr. Brunner ein ehrlicher, starker Führer vor dieser Front steht. Wenn von der Seite des Rechts her mit der gleichen Fahne, für das gleiche Ideal marschiert wird, für das auch wir Friedhofsgestalter angetreten sind, so müssen wir unser Ziel in der Friedhofskultur erreichen, nämlich Einheit in der Verwaltung und Reinheit in der Gestaltung.

Wie schon oben erwähnt, nimmt die kommende Friedhofsordnung zu unseren neuen Gestaltungsabsichten direkt keine Stellung, indirekt aber insofern, als sie mit ihren Bestimmungen alle Wege offen läßt, die wir in Zukunft zur Verwirklichung unserer Absichten zu beschreiten gewillt sind.

Wir wollen nun mit der erscheinenden Friedhofsordnung arbeiten und für das Zustandekommen einer endgültigen nationalsozialistischen Friedhofsordnung weiter kämpfen, weil wir uns nie zufriedengeben im Suchen nach künstlerischer Vollendung.

Josef Pertl

Inschrift eines alten Grabmales

